



WERK und WIR
HOESCH AKTIENGESELLSCHAFT

7

1963

L7147E

Julii 1963 - Nur für Betriebsangehörige

Zehn Jahre WERK UND WIR



Titelseite: Der Briefträger bringt unsere Werkzeitschrift, über deren zehnjähriges Erscheinen wir in diesem Heft berichten, in die Wohnung eines jeden Hoesch-Belegschaftsmitgliedes. Unsere Kamera überraschte einen Postboten in der Wilhelm-Hansmann-Siedlung in Dortmund-Wambel, als er der Frau des kaufmännischen Angestellten bei Hoesch Eisenhandel, Hartmut Luyken, die neueste Ausgabe von WERK UND WIR überreichte



Rückseite: Teilausschnitt der Helling der Schiffswerft Gustavsburg GmbH, Mainz. Auf einem Tankerneubau sieht man Schiffsbauer Kurt Schubert (kniend) und Schiffsbaulehring Rainer Fährmich bei Schweißarbeiten. Das dahinter liegende Schiff ist der Neubau eines Meßschiffes für die Wasser- und Schifffahrtsdirektion Stuttgart. Von der gleichen Schiffswerft ging Mitte Juni das Fahrgastschiff „Stadt Duisburg“ auf Probefahrt und wurde bei der Duisburg-Ruhrort Häfen AG in Dienst gestellt. Über dieses Schiff bringen wir einen Bericht im nächsten Heft

Zehn Jahre sind kein allzulanger Zeitraum, aber doch wohl ein Zeitabschnitt, bei dem es lohnt, Rückschau zu halten und sich Rechenschaft zu geben. So wollen wir es auch halten, wenn mit diesem Heft der elfte Jahrgang von WERK UND WIR beginnt. Wir wollen uns fragen, ob WERK UND WIR erreichte, was wir als Ziel gesteckt hatten, als wir im Juli 1953 mit dem ersten Heft begannen.

Da es uns aber nicht ansteht, selbst ein Urteil darüber abzugeben, ob wir das von uns gesetzte Ziel erreichten, wollen wir an dieser Stelle die Zielsetzung noch einmal aufzeigen und es dem Leser, der über die ganze Zeit hin oder in den letzten Jahren WERK UND WIR sah und las, überlassen, zu beurteilen, ob wir unser Ziel treu verfolgt haben.

WERK UND WIR setzte sich von Anbeginn an – abweichend von den meisten der 384 in der Bundesrepublik mit einer Auflage von 3,8 Millionen Stück erscheinenden Werkzeitschriften – eine doppelte Aufgabe: Unsere Werkzeitschrift sollte zur Belegschaft und für die Belegschaft sprechen, zugleich aber auch nach außen hin einer breiten Öffentlichkeit und all denen, die sich Hoesch verbunden fühlen, die Entwicklung, den Leistungsstand unserer Werke und Gesellschaften sowie alle bemerkenswerten Vorgänge im Unternehmen nahebringen. WERK UND WIR soll die Brücke sein zwischen den Unternehmensleitungen und den Belegschaften, soll informieren und jeden einzelnen unserer Mitarbeiter nicht nur über das Geschehen an und um seinen Arbeitsplatz unterrichten, sondern ihn darüber hinaus mit der Entwicklung des Gesamtunternehmens vertraut machen. Den Außenstehenden und nicht zuletzt den Aktionären soll WERK UND WIR immer wieder zeigen, welche lebendigen unternehmerischen Kräfte im Unternehmen an der Arbeit sind und wie sie sich mühen, das Unternehmen gesund und leistungsfähig zu erhalten.

WERK UND WIR war sich aber auch in den zehn zurückliegenden Jahren stets bewußt, daß es mit seiner großen Auflage von 90000 Heften einen Beitrag zur Meinungsbildung in Fragen unserer demokratischen Gesellschaftsordnung leisten kann und muß. So trat zu den Berichten über das Geschehen in den Werken und Betrieben, über die wirtschaftliche Lage und über die technische Entwicklung so mancher Aufsatz über gesellschaftspolitische, sozialpolitische und kulturelle Ereignisse.

WERK UND WIR und seine Mitarbeiter waren redlich bemüht, die aufgezeigten Ziele mit der gebotenen Verantwortung gegenüber den Belegschaften, gegenüber dem Unternehmen, aber auch gegenüber der Öffentlichkeit zu erfüllen. Sie haben sich diese Aufgabe nicht leicht werden lassen und sich nicht gescheut, sogenannte „heiße Eisen“ anzupacken, weil wir meinen, daß auch solche Fragen behandelt werden können und behandelt werden müssen, wenn es mit der gebotenen Sorgfalt und unter gewissenhafter Abwägung aller Interessen und gegensätzlicher Standpunkte geschieht.

Wie um den Inhalt mühten wir uns auch um die äußere Gestalt von WERK UND WIR. Inhalt, Bebilderung und drucktechnische Gestaltung sollten einander entsprechen. Wir wissen, daß wir nicht alles erreicht haben, was uns selbst vor Augen steht, aber wir glauben, daß der Leser über die Jahre hin unser Bemühen gespürt hat. Dankbar haben wir jede Kritik angenommen und viele Anregungen aufgegriffen. Daher möchten wir heute, wenn wir auf die zehn Jahre des Bestehens von WERK UND WIR zurückschauen, abschließend all denen danken, die uns durch Kritik und Anregung halfen, WERK UND WIR zu dem zu machen, was es heute ist. Und wenn wir mit diesem Heft ein neues Jahrzehnt beginnen, bitten wir unsere Leser, uns mehr noch als in der Vergangenheit zu sagen, was ihnen gefällt und was sie anders sehen möchten, damit in lebendiger Zusammenarbeit zwischen Leser und Redaktion WERK UND WIR noch mehr das wird, was es nach seinem Titel sein will: Brücke und Bindeglied zwischen den Werken unseres Unternehmens und all denen, die uns – als Mitarbeiter oder in anderer Weise als Aktionär oder als Freund des Hauses – verbunden sind.

Inhalt

- 251 1953–1963: Das Werk und wir im Spiegel
von WERK UND WIR
- 254 WERK UND WIR im Spiegel der Leser
- 258 Acht Jahresgaben von WERK UND WIR
- 259 1863–1963 Abraham Lincolns Worte wirken in unsere Zeit
- 261 Dr. Willy Ochel: „Die wirtschaftlichen Folgen einer
sich ändernden Technologie im Eisenhüttenwesen“
- 268 Bild des Monats
- 269 „Mit Konflikten leben“ –
Zum 11. Deutschen Evangelischen Kirchentag ■
- 272 Dortmund und seine Kirchen ■
- 274 „creatura“ – Ausstellung zum Dortmunder Kirchentag ■
- 276 Urlaub und Freizeit – aber richtig
- 278 Toni Wimmer 70 Jahre alt
Passiert – notiert – fotografiert
- 279 Wir lasen für Sie
- 280 „junges forum '63“ in den Ruhrfestspielen
- 283 Hohe Schule auf Steckenpferden:
Bergsteigen und Klettern ■
- 286 Jubilare

Unsere Werke und Gesellschaften



Hoesch AG Bergbau
Essen-Altenessen



Hoesch AG Westfalenhütte
Dortmund



Hoesch AG
Walzwerke Hohenlimburg



Hoesch AG Rohrwerke
Hiltrup, Hagen, Dortmund



Schmiedag Aktiengesellschaft
Hagen i. Westf.



Maschinenfabrik Deutschland AG
Dortmund



Trierer Walzwerk Aktiengesellschaft
Wuppertal-Langerfeld, Trier



Becke-Prinz GmbH Dortmund



Dörken Aktiengesellschaft
Gevelsberg



Schwinn Aktiengesellschaft
Homburg/Saar



Schwinn S.à.r.l. Hénin-Liétard
(Pas-de-Calais)



Rheinischer Vulkan,
Chamotte- und Dinaswerke mbH
Oberdollendorf a. Rhein



Dortmunder Drahtseilwerke GmbH
Dortmund



Hoesch Hammerwerk
Ruegenberg GmbH Olpe i. W.



Dortmunder Plastik GmbH
Dortmund



Hoesch Bergbautechnik GmbH
Dortmund



Hoesch Werk Federstahl Kassel



Hoesch AG Tektal-Vertrieb
Dortmund



Hoesch Eisenhandel mbH
Dortmund

Claasen, Muth & Co. GmbH
Bremen



Hoesch Reederei und Kohlenhandel
GmbH Essen



Schiffswerft Gustavsburg GmbH



Hoesch Düngerhandel GmbH
Dortmund



Hoesch Export GmbH Dortmund

Hoesch Export GmbH
Oficina de Madrid



Hoesch Argentina S. A.
Industrial y Comercial Buenos Aires



Hoesch Limited London



Hoesch Italiana S. p. A. Mailand



American Hoesch Inc. New York



Hoesch France S.à.r.l. Paris

Industriewerte AG Dortmund

Gesamtbelegschaft 48000



Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hoesch Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft, Dortmund.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft: Dr. jur. Harald Koch. Redaktionsleitung: Hanns Meseke. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Grötting. Graphische Gestaltung: Harry Esser, Dortmund. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Druck: DuMont Presse, Köln.

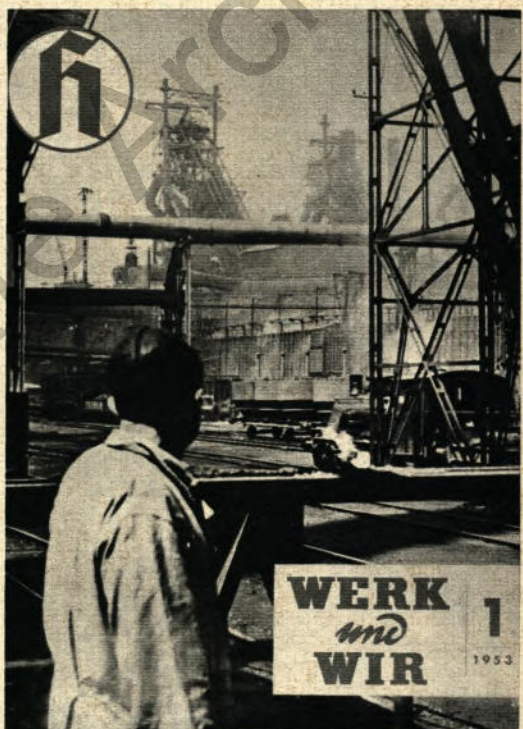
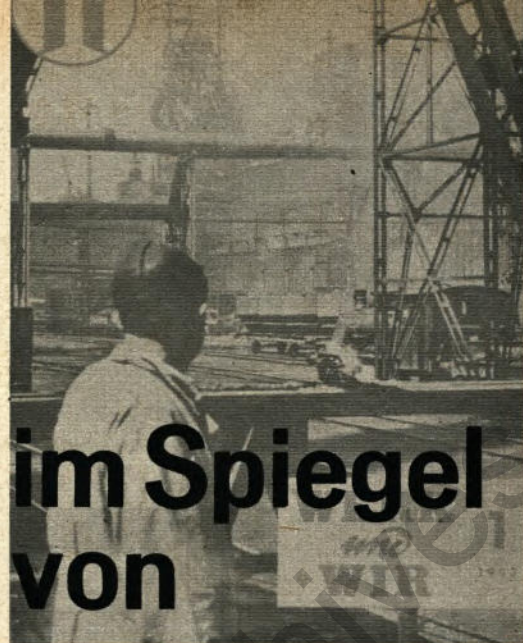
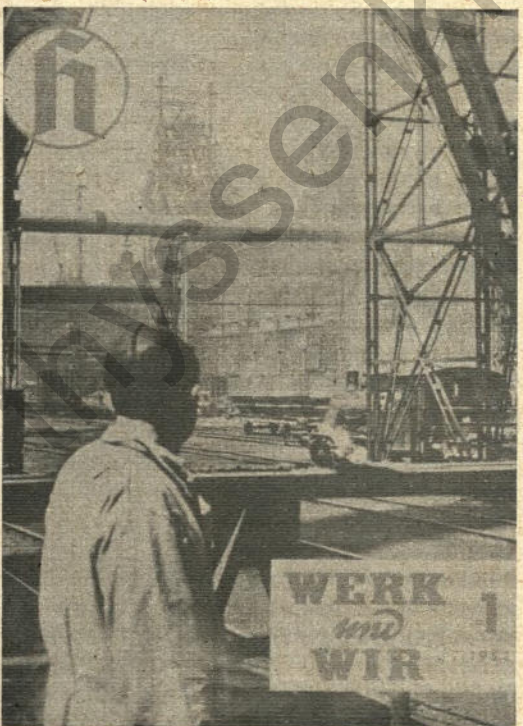
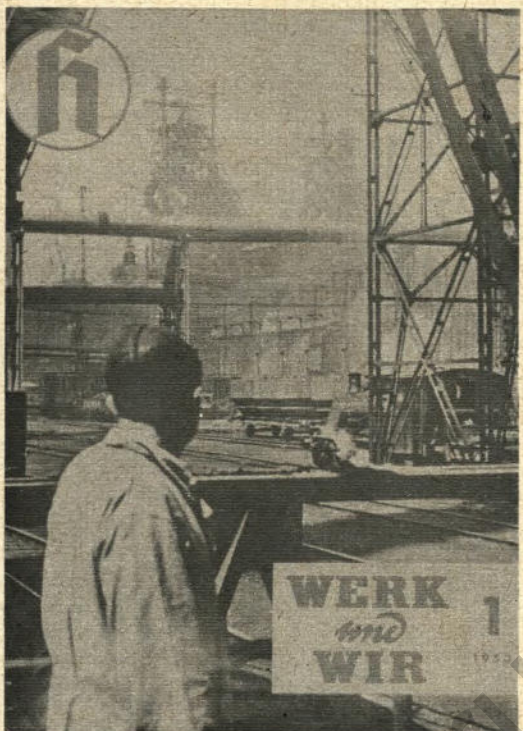
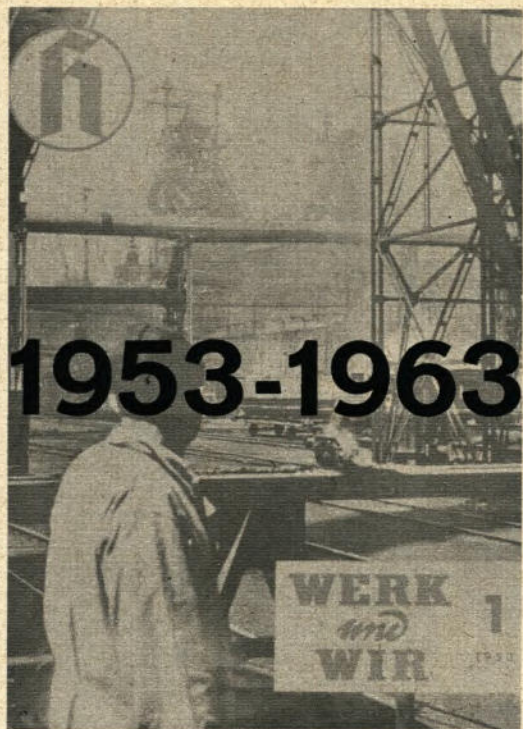
Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe BERGBAU, Seiten 79 bis 84: Willi Laser. Redaktionsleitung: Hanns Meseke. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Grötting. Graphische Gestaltung: Harry Esser, Dortmund. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Druck: DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe WESTFALEN-

HÜTTE, Seiten 217 bis 256: Walter Hölkeskamp. Redaktionsleitung: Johannes Holschen. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 123/0822 294. Druck: Westfalendruck, Dortmund.

Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangaben und zwei Belegexemplaren gestattet, ausgenommen die im Inhaltsverzeichnis mit □ gezeichneten Berichte und die Beiträge auf dem Werkdruckblatt. WERK UND WIR erscheint monatlich und wird kostenlos an alle Belegschaftsmitglieder abgegeben.

Bildnachweis: Titelseite: Brigitte Korte, Dortmund; Rückseite: Erich Kreuzner, Dortmund; Farblinnenseiten: Erich Kreuzner; Werner Jud, Luzern. Schwarz-Weiß-Aufnahmen: Fotoabteilung Hoesch AG, Fotostelle der Westfalenhütte; Hans-Helmut Bauer, Düsseldorf; Bergbaumuseum Bochum; Bundesbahnarchiv, Frankfurt; Deutsche Presse-Agentur; Evers, Recklinghausen; Wenzel Fischer, Garmisch; Gyger u. Klopfenstein, Adelboden; Werner Heiss, München; Kindermann, Berlin-Wilmersdorf; Ursula Lichterfeld, Dortmund; H. Müller-Brunke, Grassau; Museumsarchiv, Kappenberg; Ostwall-Museum, Dortmund; Gerald Richter, Dortmund; Liselotte Thommes, Duisburg, und Werk- und Privataufnahmen. Zeichnungen: Hans Geisen, Heinz Kalisch, beide Dortmund; Ullrich Schramm, Feldafing.



1953-1963

Das Werk
und wir

im Spiegel
von

„Heute erscheint für alle unsere Mitarbeiter die erste Nummer einer neuen Werkzeitschrift, die aus dem Geiste der Verbundenheit von Mensch und Werk und in dem Bewußtsein gestaltet wurde, daß der Mensch im Mittelpunkt unseres betrieblichen Denkens stehen muß und steht.“ So lautet einer der ersten Sätze unserer Werkzeitschrift WERK UND WIR, die im Juli 1953 zum erstenmal erschien und seit nunmehr zehn Jahren die heute 92jährige Geschichte der Hoesch Werke begleitet.

In diesen zehn Jahren hat WERK UND WIR unseren Mitarbeitern regelmäßig über das Betriebsgeschehen berichtet und zugleich versucht, den Blick des einzelnen über seinen Arbeitsplatz hinaus für den gesamten Hoesch-Kreis zu öffnen und auf das volkswirtschaftliche und sozialpolitische Geschehen, aber auch auf gesellschaftspolitische und kulturelle Vorgänge und Zusammenhänge unserer Zeit zu richten. WERK UND WIR folgte so der Zielsetzung, die Vorstand und Gemeinschaftsausschuß aller Hoesch-Betriebsräte schon in der ersten Ausgabe im Sommer 1953 aufgezeigt haben; denn unsere Werkzeitschrift steht im Zeichen der

▲ Dieser Blick von der Kokerei der Schachtanlage Kaiserstuhl zu den Hochöfen der Westfalenhütte war das erste Titelbild unserer Werkzeitschrift, die vor zehn Jahren, im Juli 1953, zum erstenmal erschien

Mitbestimmung und ist – wie in Heft 1 des 1. Jahrganges gesagt wurde – : „... nicht etwa nur ein Organ der Unternehmensleitungen, sondern gleichermaßen ein Organ der Betriebsvertretungen und Belegschaften“.

Ein Bild unserer Arbeit

Zehn Jahre sind seitdem vergangen. Zehn Jahre, während der harte Arbeit aller, die unter dem Hoesch-Zeichen verbunden sind, das Werk und uns ein gutes Stück vorwärtsgebracht hat. WERK UND WIR hat sich in dieser Zeit redlich bemüht, jeden unserer Mitarbeiter und Pensionäre an dem Geschehen im Werk, aber auch an den grundsätzlichen Fragen der Gegenwart teilnehmen zu lassen. Darüber hinaus versuchte WERK UND WIR, auch Anteilseigner, Geschäftsfreunde, Gewerkschaften und Wirtschaftsverbände, Verwaltungen und Schulen

zu erreichen, um das Verständnis für uns und für das Werk zu vertiefen.

In 3652 Tagen 4572 Seiten

In den 107 Heften, die bis heute erschienen sind, hat WERK UND WIR mehr als 10 000 Bilder auf 4572 Seiten veröffentlicht. Bedenkt man, daß seitdem 3652 Tage vergangen sind, so hat WERK UND WIR seinen Lesern durch zehn Jahre hindurch täglich fast ein und ein Drittel Seiten Lesestoff geboten, der seit Januar 1962 in drei getrennten Ausgaben erscheint: einer ersten für unsere Mitarbeiter und Pensionäre der Weiterverarbeitung und des Handels, die zugleich auch für alle Freunde des Hauses bestimmt ist; einer zweiten für den Bergbau, die zusätzliche Berichte von allen unseren Schachtanlagen enthält; und einer dritten für die Westfalenhütte, in der zusätzliche Berichte über die Hütte den allgemeinen Teil ergänzen. Mit dieser Dreiteilung hat unsere Werkzeitung den Wünschen der Mitarbeiter im Bergbau und in der Hütte entsprochen, ausführlicher auf die Besonderheiten ihrer Arbeitsbereiche – Bergbau und Hüttenwerk – einzugehen.

Vielleicht noch eindrucksvoller als die eben genannten Zahlen ist die Entwicklung, die die Auflage unserer Werkzeitung im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens genommen hat: Den 35000 im Jahre 1953 für die Nummer 1 gedruckten Heften – damals hatte die Westfalenhütte noch ihre eigene, 1947 geschaffene Zeitschrift – stehen – alle drei Ausgaben zusammengekommen – etwa 90000 Hefte gegenüber. Allein diese beiden Zahlen deuten an, wieviel in den vergangenen zehn Jahren geschehen ist. Die nach dem Krieg auseinandergerissene Einheit der Werke konnte wieder zusammengefügt werden, die Belegschaften nahmen zu, und der Kreis derer, die WERK UND WIR lasen und lesen, erweiterte sich ständig.

Unter den Berichten des für unser Unternehmen so bedeutsamen letzten Jahrzehnts standen selbstverständlich an erster Stelle die Aufsätze über den Auf- und Ausbau unserer Werke und Gesellschaften, für den – nach der Not der Kriegs- und Nachkriegsjahre – die Neuordnung am 25. Juli 1952 die Voraussetzungen geschaffen hatte. Schon im Weihnachtsheft 1953 konnten wir über den Abschluß des ersten bedeutsamen Rationalisierungsvorhabens berichten: über die durch eine Richtstrecke auf der siebten Sohle untereinander verbundenen Schachtanlagen Kaiserstuhl Ost- und Westfeld. Einen Monat später – im Januar 1954 – stellten wir den neuen Hochofen 6 der Westfalenhütte vor, der seinerzeit der größte Hochofen Westeuropas war.

Wie Wegmarken ziehen sich seitdem die Berichte über alle wichtigen Investitionen durch unsere Werkzeitung. Erinnern wir uns nur – für den Bereich der Westfalenhütte – an die Halbzeug-, Feineisen- und Breitbandstraße, an das Siemens-Martin-Stahlwerk 3 und an das Kaltwalzwerk, denken an die Kraftwerke Leopold und Emscher, an den Feldertausch zwischen Hoesch und Hibernia und an den Hansenschacht im Hoesch-Bergbau oder an die Mittelbandstraße der Walzwerke Hohenlimburg, an die Rohrwerke in Hagen und Barop und an das Platalwerk der Trierer Walzwerk AG.

Zu diesen Berichten über einzelne hervorragende Investitionen traten die zusammenfassenden Aufsätze über den Wiederaufbau unserer Werke und Gesellschaften und über den Ausbau unseres Handels, der die vielfältigen und ebenfalls stets gern zum Thema unserer Berichte gemachten Hoesch-Erzeugnisse in alle Welt verkauft.

Genauso aufmerksam verfolgte WERK UND WIR alle Schritte auf dem Weg zur Wiedervereinigung der drei Nachfolgesellschaften

der alten Hoesch AG – der Hoesch Werke AG, der Altenessener Bergwerks AG und der Industriewerke AG –, bis das Ziel im Jahr 1956 erreicht war und Hoesch wieder zu dem in sich geschlossenen Verbundunternehmen zusammengeführt werden konnte, zu dem es in acht Jahrzehnten herangewachsen war.

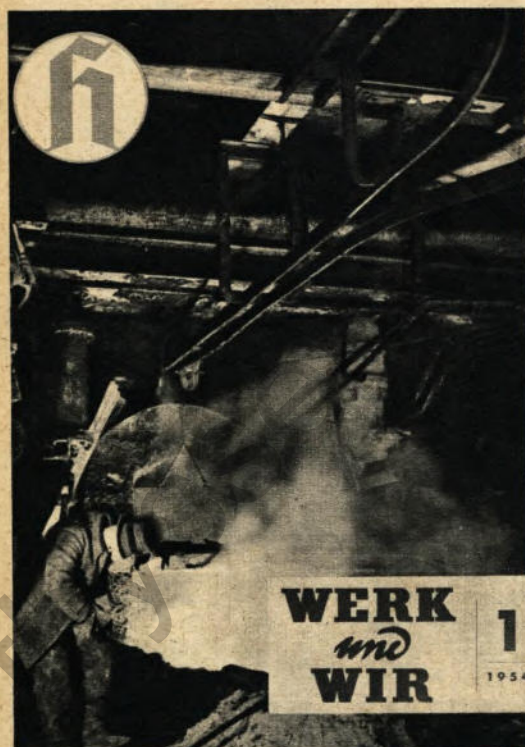
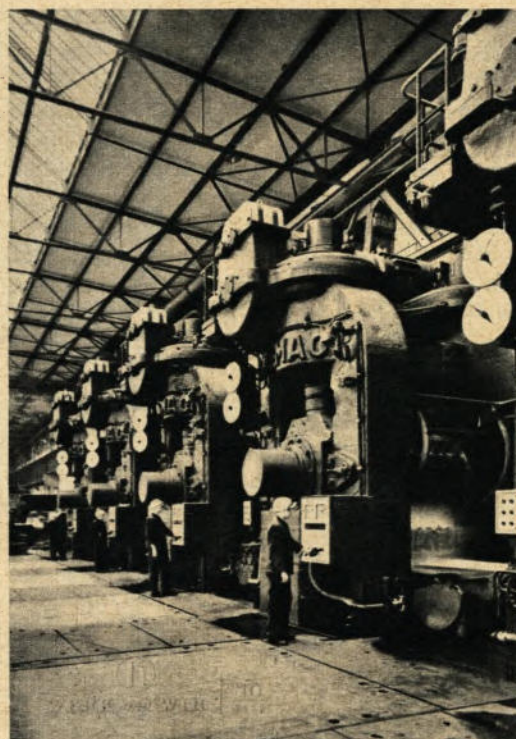
Hefte, die unter einem einheitlichen Thema standen

Neben diesen Berichten stellten sich unserer Werkzeitung selbstverständlich auch mancherlei Themen, die von Jahr zu Jahr regelmäßig wiederkehren. Zu den wichtigsten dieser Aufgaben zählt das auch für unsere Anteilseigner geschriebene, zur alljährlichen Hauptversammlung erscheinende Heft, das einen Überblick über die allgemeine Wirtschaftslage, über die Entwicklung des Hoesch-Konzerns und der Hoesch-Gesellschaften und über unser Sozialwesen enthält. Diese Hefte vermitteln eine lückenlose Übersicht über den Aufbau im Hoesch-Bereich, verzeichnen aber auch alle Schwankungen des konjunkturellen Ablaufs und der mit ihnen verbundenen Nöte und Sorgen.

„Was immer Sie fahren – Hoesch ist dabei!“

Aber nicht nur die Hauptversammlungshefte als Geschäfts- und Sozialberichtshefte standen und stehen unter einem einheitlichen Thema. Im Lauf der Jahre sind auch eine Reihe anderer Hefte erschienen, die einem bestimmten Ereignis gewidmet waren. Zu ihnen gehören beispielsweise das Heft 9/1955, in dem wir unter dem Motto „Was immer Sie fahren – Hoesch ist dabei!“ darstellten, wie eng Hoesch mit der Automobilindustrie verbunden ist, und das Heft 8-9/1958, das anlässlich der Deutschen Bergbauausstellung 1958 erschien. Heft 10/1961

▼ Wie Wegmarken ziehen sich seitdem die Berichte über alle wichtigen Investitionen im Hoesch-Bereich durch unsere Werkzeitung. Ein weiteres Beispiel ist dieser Titel des Heftes 10/1958, in dem wir die neuerbaute Breitbandstraße der Westfalenhütte vorstellten



▲ In den bisher erschienenen 107 Heften unserer Werkzeitschrift nehmen die Berichte über den Auf- und Ausbau unserer Werke den ersten Platz ein. Eine der ersten bedeutsamen Investitionen, über die wir berichteten, war der Hochofen 6, dessen erster Abstich auf dem Titel von Heft 1/1954 abgebildet war



▲ Auch auf manchen Titelseiten spiegeln sich besondere Ereignisse aus dem Bergbau, wie im Heft 10/1962, in dem wir darüber berichteten, daß auf Wilhelmine Victoria wieder Kohle abgebaut wird

galt dem 90jährigen Bestehen der Hoesch Werke – am 1. September 1871 gründeten die Dürener Hoeschs das Eisen- und Stahlwerk Hoesch – und Heft 7/1962 dem zehnten Jahrestag der Neuordnung.

„Mitbestimmen = mitwissen, mitdenken, mitverantworten!“

Auch Heft 5/1961, das unter dem Motto „Mitbestimmen heißt mitwissen, mitdenken und mitverantworten“ stand, gehört zu dieser Reihe. Es erschien zur zehnten Wiederkehr des 21. Mai 1951, an dem das Gesetz über die Mitbestimmung verkündet wurde. Da echt mitverantworten aber nur derjenige kann, der die geistigen und charakterlichen Voraussetzungen und die notwendige politische Reife mitbringt, ergriff WERK UND WIR die Gelegenheit und stellte zugleich 24 Institute vor, die fachlicher und staatsbürgerlicher Weiterbildung unseren Mitarbeitern offenstehen.

Mehr wissen tut not

WERK UND WIR widmete aber nicht nur einen Teil dieses Heftes, sondern auch zahlreiche, über alle zehn Jahre hin erschienene Aufsätze den lebenswichtig gewordenen Fragen der Weiterbildung. Mehr wissen bringt zwar in erster Linie beruflichen Aufstieg und Zufriedenheit für den einzelnen, schafft dazu aber auch eine Voraussetzung für die erfolgreiche Arbeit in unseren immer stärker mechanisierten Betrieben. Umfassende und erfolgreiche Weiterbildung bestimmt somit letzten Endes die gute Entwicklung der Wirtschaft, des sozialen Lebens und der politischen Stellung Deutschlands in der Welt entscheidend mit. In diesem doppelten Sinne sind auch die staatsbürgerlichen Aufsätze unserer Werkzeitung zu ver-

stehen, denen wir stets besondere Aufmerksamkeit schenken.

Freude am Steckenpferd

WERK UND WIR hat auch niemals vergessen, daß die berufliche Arbeit nicht den ganzen Lebenssinn und Lebensalltag des Menschen unserer Zeit umfaßt. So stellte unsere Werkzeitung in vielen Einzelberichten die Steckenpferde unserer Mitarbeiter vor und veranstaltete eine Reihe von Steckenpferdturnieren, die den sinnvollen Wechsel zwischen Spannen und Entspannen, zwischen Arbeit und Freizeit deutlich machen und Anregungen für die eigene Freizeit vermitteln sollten. Wie beliebt diese Steckenpferdturniere sind, beweisen die 1000 Freizeitarbeiten, die mehr als 200 Belegschaftsmitglieder für unsere letzte Ausstellung im Spätherbst 1962 einreichten. Über 26000 Besucher haben diese Ausstellung gesehen, die von Dortmund nach Bockum-Hövel, Dorsten, Hagen, Hohenlimburg und Altenessen wanderte.

Gewiß hat die Fülle aktuellen Geschehens die reine Unterhaltung in WERK UND WIR stets zurückgedrängt. Sie wurde dennoch nicht unterschlagen, sondern verdichtet und in Gestalt eines abgerundeten Büchleins unseren Belegschaftsmitgliedern als Jahresgabe der Werkzeitung unter den Weihnachtsbaum gelegt.

So rundet sich das Bild unserer Werkzeitung, die nun über zehn Jahre hin bemüht ist, ein getreuer Spiegel der vielgestaltigen Ereignisse in und um Hoesch, aber auch der übergeordneten Fragen unserer Zeit zu sein. In diesen zehn Jahren hat WERK UND WIR ein eigenes Gesicht gefunden, das auch unseren Lesern vertraut wurde und das sie mit ihrer Anregung oder Kritik weiter ausprägen können, damit es noch lebendiger wird.

Stimmen von draußen

Aus der stattlichen Zahl von Zuschriften, die uns immer wieder von draußen zugehen, lassen wir die beiden folgenden, als besonders kennzeichnend, heute und hier für sich sprechen:

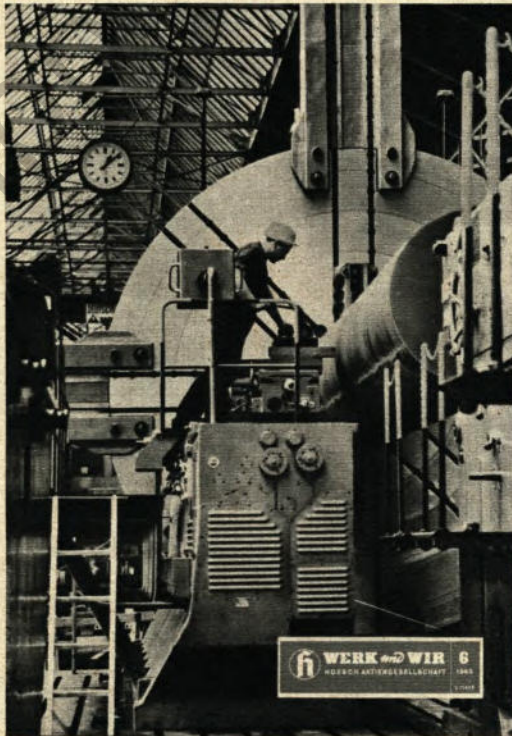
„Die Hoesch-Zeitung WERK UND WIR ist eine derjenigen Werkzeitungen, die ich regelmäßig und mit großem Interesse lese. Sie ist das Gegenteil des von mir bei Werkzeitungen oft kritisierten Stils einer ‚Gartenlaube‘. Sie informiert den Leser über die wirtschaftliche Lage des Hoesch-Unternehmens im Rahmen des Gesamtkonzerns. Sie ist damit nicht nur für die Arbeiter, sondern auch für den weitgestreuten Kreis der Aktionäre und insbesondere der Kleinaktionäre sehr wertvoll. Sie repräsentiert das große Hoesch-Unternehmen durch ihre Berichterstattung über die Geschäftspolitik in ausgezeichneter Form. Der Text ist knapp und für jede Art von Lesern gut verständlich mit guten Photos und graphisch wirksamer Darstellung.“

Dr. H. C. Paulssen, Präsident der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände

„Diese Werkzeitung hat in ihrer 10jährigen Arbeit gezeigt, daß man die Interessen des Werkes mit denen seiner Mitarbeiter und dem Gesamtinteresse in einen sinnvollen Einklang zu bringen versteht. Möge sie sich in Zukunft dieser verdienstvollen Aufgabe auch weiterhin mit Erfolg widmen.“

Ludwig Rosenberg, Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes

▼ Einen Überblick über alle – in WERK UND WIR wiederholt vorgestellten – Hoesch-Erzeugnisse bietet alljährlich die Hannover Messe, der das Titelbild des Heftes 6/1959 mit dem Hoesch-Messehaus galt



▲ Der Verkauf von Hoesch-Erzeugnissen in alle Welt war das Thema zahlreicher Berichte. Der Titel des Heftes 6/1962 zeigte eine kombinierte Plan- und Spitzendrehbank, die in der Maschinenfabrik Deutschland für Brasilien gebaut wurde

▼ Nicht nur die Arbeit, auch der Feierabend war in den vergangenen zehn Jahren Thema unserer Titelbilder. So zeigten wir beispielsweise auf dem Titel des Heftes 12, 1962 Wolfgang Jänicke, Rangierer bei der Westfalenhütte, der mit seiner selbstgebastelten Lokomotive im Hoesch-Steckenpferdturnier 1962 den ersten Preis erhielt



Werk und Wir im Spiegel der Leser



Antworten unserer Belegschaftsmitglieder auf unsere Frage, was ihnen an ihrer Werkzeitschrift gefällt und was sie sich für die Zukunft noch wünschen. An den Anfang möchten wir den Brief des ehemaligen Walzmeisters Fritz Pfeiffer stellen, der am 17. März sein fünfzigjähriges Arbeitsjubiläum bei der Westfalenhütte in Dortmund feierte und folgendes geschrieben hat:



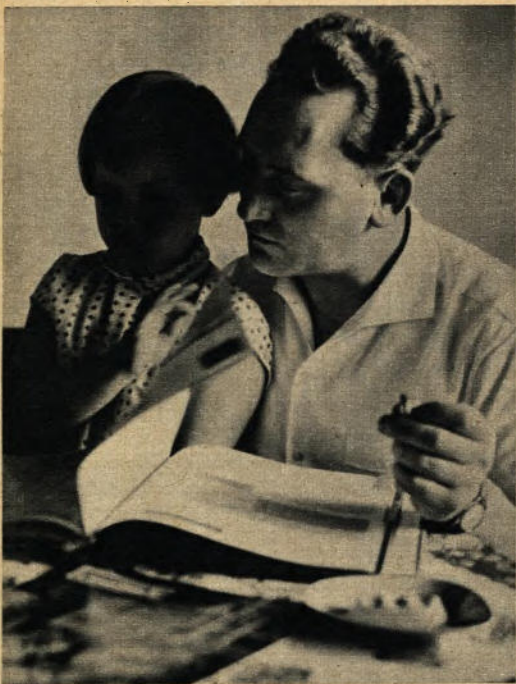
„Wenn Sie im Brief vom 29. März 1963 die Bitte an mich richteten, mich über WERK UND WIR zu äußern, was ich darin vermisste oder was darin anders gestaltet werden könnte, so kann ich dazu nur sagen: ‚Macht bitte so weiter‘. Für meine Person gibt es an WERK UND WIR nichts zu kritisieren. Wenn WERK UND WIR bei uns erscheint, wird es zunächst einmal von meiner Frau in Beschlag genommen, und wenn sie es von der ersten bis zur letzten Seite durchstudiert hat, darf ich darin lesen. Ich freue mich darüber, denn die Frau soll sich nicht nur für die Gehaltstüte des Mannes interessieren, sondern auch für das, was in der Umgebung des Mannes auf dem Werk vor sich geht. Dieses zeigt uns WERK UND WIR in allen Farben.“

▲ „Macht bitte so weiter“, schrieb Fritz Pfeiffer, der im März sein fünfzigjähriges Arbeitsjubiläum feierte, an die Redaktion von WERK UND WIR

► In dieser Rollentiefdruckmaschine der Firma DuMont Presse, Köln, wird WERK UND WIR gedruckt. Die umsteuerbare Maschine für mehrfarbigen Druck, vor deren Auslauf wir einen Stapel frisch gedruckter Hefte erkennen, ist 32 Meter lang, 4,80 Meter breit und 5,10 Meter hoch. Sie kann in zehn Druckwerken 16 000 Exemplare in der Stunde drucken und falzen



KOENIG & BAUER WURZBURG



Ein Facharbeiter: Vielseitige Weiterverarbeitung bei Hoesch

An der Blockstraße im Breitbandwalzwerk unserer Westfalenhütte in Dortmund arbeitet Helmut Lohsträter als Steuermaschinist. „Ich lese besonders gern Artikel, die sich mit der Wirtschaftslage auf dem Eisen- und Stahlmarkt befassen. Ich lasse mich außerdem unterrichten, welche Wege der Weiterverarbeitung Hoesch einschlägt, um dem Stahl neue Möglichkeiten zu erschließen. Die Vielseitigkeit

◀ „Ich lasse mich von WERK UND WIR über die Weiterverarbeitung von Eisen und Stahl unterrichten“, sagte Helmut Lohsträter, Steuermaschinist im Blockwalzwerk der Breitbandstraße

macht einen Betrieb krisenfest, und davon hängt schließlich die Sicherheit unseres Arbeitsplatzes ab. Wer die Werkzeitschrift genau studiert, wird nicht dümmer. Er kann darin lesen, welchen Platz Hoesch innerhalb der Gesamtwirtschaft einnimmt.“ Helmut Lohsträter ist Vertrauensmann im Betrieb. „Ich verfolge besonders auch alle Gewerkschaftsfragen“, sagte er weiter. „Gern sehe ich mir auch die letzte Seite mit dem Fotowettbewerb an. Ob ich selbst fotografiere? Ja, aber bisher war noch keine Aufnahme druckreif. Aus dem Artikel ‚Plaudelei am runden Tisch über Steuern‘ konnte ich manchen guten Tip gewinnen.“



Kontrollmeister Karl Schumann: WERK UND WIR gibt gute Hinweise

In der Qualitätsstelle der Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg trafen wir Karl Schumann. Er möchte gerne mehr über die Hohenlimburger Werke in unserer Zeitschrift lesen. „Wenn einer den Arbeitsplatz des anderen kennt, kann er sich auch besser ein Bild über den Produktionsablauf machen. Heft 5/1963 mit der Aufnahme von der neuen Durchlaufbeize in unserem Hohenlimburger Werk Oege ist bei uns von Hand zu Hand gegangen. Ich selber habe mit besonderer Aufmerksamkeit in Heft 3/1963 den Bericht über das Hauptlaboratorium der

◀ „Ich möchte mehr über die Hohenlimburger Werke lesen“, meinte Karl Schumann, Kontrollmeister in der Qualitätsstelle der Hohenlimburger Walzwerke, der auf unserem Bild gerade Willi Schmidt, Lothar Schmitz und Heinrich Mork den Artikel über das Hauptlaboratorium der Westfalenhütte zeigt

Westfalenhütte gelesen. Ich weiß außerdem, daß meine Arbeitskollegen immer wieder jene Beiträge beachten, in denen von anderen Hoesch-Werken und ihren technischen Fortschritten berichtet wird. Alles, was auf dem Gebiet der Qualitätsverbesserung erscheint, ist für mich lesenswert. Die Artikel über Verbesserungsvorschläge greife ich heraus, ebenso auch Berichte, die versuchen, auf Unfallgefahren aufmerksam zu machen. Daß WERK UND WIR zur Weiterbildung anregt und dafür Mittel und Wege aufzeigt, daß es über Menschenführung und Sozialprobleme schreibt, ist ganz in meinem Sinn.“ Karl Schumann ist nicht nur ein kritischer Leser, sondern er sandte selbst einmal für WERK UND WIR einen Beitrag ein: Ein gelungener Ferienschnappschuß wurde im Fotowettbewerb in Heft 5/1963 prämiert.



Ein junger Bergmann liest alles über technischen Fortschritt

Auf der Zeche Fürst Leopold-Baldur in Hervest-Dorsten sprachen wir mit Georg Müller, der 19 Jahre alt und als Knappe auf der Schachtanlage tätig ist. Auch sein Vater und sein Bruder arbeiten auf der Dorstener Zeche. Was meinte der junge Bergmann auf unsere Fragen? „Alles, was über die Rationalisierung im Bergbau geschrieben wird, lese ich besonders gern. Nicht jede technische Errungenschaft, die unsere Arbeit erleichtern könnte, ist für jede Zeche anwendbar. Aber zu unserem Verständnis

◀ „Alles, was über die Rationalisierung im Bergbau in WERK UND WIR geschrieben wird, interessiert uns junge Bergleute besonders.“ Auf unserem Bild spricht Georg Müller, Knappe der Zeche Fürst Leopold-Baldur, mit seinem Bruder Hermann, der über Tage im Waggonbau arbeitet

hören wir gern, was es auf dem Gebiet der Arbeitserleichterung heute alles gibt, wann beispielsweise ein hydraulischer Ausbau möglich ist und wann nicht. Was über den Dorstener Raum geschrieben steht, habe ich immer gelesen. Aber auch die Artikelserie ‚Wie die andern leben‘ hat mich interessiert. Hier konnte ich auch einmal etwas über die Arbeits- und Sozialverhältnisse in anderen Ländern der Montan-Union erfahren. Warum ich gerade das hervorhebe? Ich möchte selbst gern einmal für einige Zeit ins Ausland, und ich warte sehr darauf, daß unter den Bergleuten der Montan-Union-Länder ein Austausch stattfinden kann. Ich würde gern in WERK UND WIR lesen, wann das möglich ist. Zuletzt möchte ich sagen: ‚Das Steckenpferdturnier, das diesmal ja auch in Dorsten gezeigt wurde, hat uns allen sehr viel Freude gemacht.‘“



Ein Pensionär zeigte uns alle zehn Sammelmappen

Zu unseren eifrigsten Lesern gehören seit zehn Jahren unsere Pensionäre und Pensionärs-witwen.

Karl Kerstein ist heute 80 Jahre alt. Er war ehemaliger Betriebsführer im Baroper Walzwerk in Dortmund und zuletzt bis 1945 Tagesobermeister. Karl Kerstein liest unsere Werkzeitung von Anfang bis Ende. Als früherer Walzmeister

◀ *Unsere Pensionäre sind die eifrigsten WERK UND WIR-Leser. Karl Kerstein zeigt seiner Enkelin auf Bildern das Werk, in dem er 29 Jahre gearbeitet hat*

beachtet er vor allem, wie in den letzten Jahrzehnten Walzvorgänge und Veredelung von Blechen weiter verbessert und rationalisiert werden konnten. „Durch die Werkzeitschrift bin ich immer genau unterrichtet“, sagt Karl Kerstein, „auch wenn ich mir die neuen Errungenschaften der Technik in den Betrieben nicht mit eigenen Augen ansehen kann.“ Karl Kerstein liest daher Artikel über Neuinvestitionen und Verbesserungsvorschläge besonders gern. Stolz zeigte er uns zehn Jahrgänge WERK UND WIR in Sammelmappen gebunden.



Eine Hausfrau freut sich besonders auf die Jahresgaben

„Was tust du eigentlich den ganzen Tag im Betrieb?“ Welchem verheirateten Mann ist nicht wenigstens schon einmal diese Frage gestellt worden. Die Antwort fällt nicht selten dürrig aus. Frau Therese Lotz sieht sich in WERK UND WIR den Arbeitsplatz ihres Mannes an und liest über seine anstrengende Arbeit unter Tage. Es ist ganz verständlich, daß die Frau des Steigers der Zeche Emil-Emscher in Altenessen,

◀ *Ein Steiger, der müde von der Arbeit kommt, erzählt nicht viel! Frau Therese Lotz liest in WERK UND WIR, wie es unter Tage zugeht*

die für ihre Familie eine neue Wohnung sucht, zuerst einmal die Zeitschrift nach Artikeln über Wohnungsbauten im Altenessener Raum durchsieht. „Wenn mir der Postbote WERK UND WIR gebracht hat, schaue ich mir zunächst die Bilder an. Nicht selten entdecke ich unter den Hoesch-Jubilaren alte Bekannte. Als Altenessenerin lese ich gerne etwas über unsere Heimat.“ Erfreut ist Frau Lotz über die Jahresgaben, die WERK UND WIR zu Weihnachten herausgibt, und sie meinte: „Besonders gut hat mir die letzte gefallen, die den Titel ‚Mächtig ist das Wort‘ trägt.“



Zwei Lehrlinge finden Gefallen an den guten Fotos

1559 Lehrlinge unserer Werke erhalten regelmäßig die Werkzeitung. Zu ihnen gehören der Betriebsschlosserlehrling Hans-Jochem Beck und der Maschinenschlosserlehrling Hans-Josef Bänder. Beide arbeiten in der Schmiedag AG in Hagen. „Ich finde zuerst einmal die Aufmachung gut“, sagte Hans-Jochem Beck. „Die ganzseitigen Abbildungen gefallen mir. Ich sehe mir nun einmal gern gute Fotos an. Wenn ich WERKUNDWIR daraufhin durchgeblättert habe, bleibe ich an dem hängen, was mich näher interessiert. Das ist außer den Berichten über

◀ *„Ich sehe mir im Geschäftsbericht die Bilanzen an“, sagte Hans-Jochem Beck, Betriebsschlosser im dritten Lehrjahr der Schmiedag AG. Hans-Josef Bänder, Maschinenschlosserlehrling, sieht zuerst in der Werkzeitschrift nach, ob er einen Bericht über die Hagener Werke findet*

die Hagener Werke nicht selten eine Statistik, aus der ich etwas herauslesen kann. Ich sehe mir auch den Geschäftsbericht an, obwohl ich kein Kaufmann bin und nicht alles immer ohne weiteres verstehe. Aus den Bilanzen weiß ich, wie unser Hagener Werk, die Schmiedag AG, im Gesamtkonzern der Hoesch AG abschneidet. Zuletzt möchte ich sagen, daß mich der Europa-Gedanke beschäftigt und in diesem Zusammenhang auch die freie Wahl des Arbeitsplatzes innerhalb der Montan-Union-Länder. Ich lese deshalb gern darüber etwas in WERK UND WIR.“

Berichte über rationelles Arbeiten, über technische Vorgänge und Neuinvestitionen in unseren Werken liest Hans-Josef Bänder, ehe er sich andere Artikel in unserer Werkzeitschrift vornimmt. „Ich freue mich, wenn ich etwas über die Hagener Werke finde. Von mehreren Besichtigungsfahrten kennen wir auch andere Betriebe des Hoesch-Konzerns. Darüber hinaus verbindet uns WERK UND WIR mit allen Mitarbeitern und Werken, die zu Hoesch gehören.“

Acht Jahresgaben von Werk und Wir

1956



„Mensch sein heißt Verantwortung fühlen: sich schämen beim Anblick einer Not, auch wenn man offenbar keine Mitschuld an ihr hat; stolz sein über den Erfolg der Kameraden; seinen Stein beitragen im Bewußtsein, mitzuwirken am Bau der Welt.“

Schlußworte aus dem Beitrag „Mein Kamerad Guillaumet“ des 1944 als französischer Fliegerhauptmann über dem Mittelmeer abgestürzten Dichters Antoine de Saint-Exupéry.

„In der Hängematte“, gestaltet von Wolf von Niebelschütz.

1957



Was du immer kannst, zu werden, Arbeit scheue nicht und Wachen; Aber hüte deine Seele Vor dem Karrieremachen.

Wenn der Pöbel aller Sorte Tanzt um die goldenen Kälber, Halte fest: du hast vom Leben Doch am Ende nur dich selber.

Schlußverse des Gedichtes „Für meine Söhne“ von Theodor Storm.

„Die eigene Welt“, gestaltet und ausgewählt von R. Buschmann.

1958



„Trinke Mut des reinen Lebens! Dann verstehst du die Belehrung, kommst mit ängstlicher Beschwörung nicht zurück an diesen Ort. Grabe hier nicht mehr vergebens. Tages Arbeit, abends Gäste! Saure Wochen, frohe Feste! Sei dein künftig Zauberwort.“

Schlußvers des Gedichtes „Der Schatzgräber“ von Johann Wolfgang von Goethe. „Saure Wochen – frohe Feste“, gestaltet von Gabriele Fernau-Kerschensteiner.

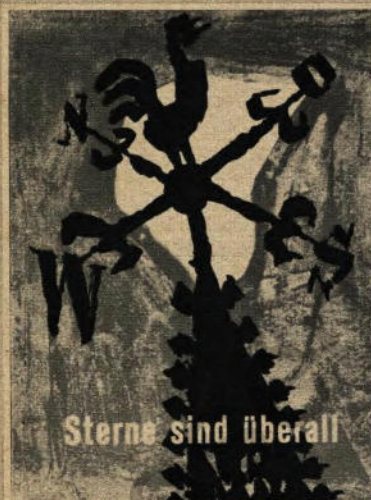
1959



„Jeder Tag, der da kommt, hat etwas vom ersten Schöpfungstag in sich. Jedes Glück – aber auch jedes Unglück. Jede Freude – aber auch jeden Schmerz. Geburt wie Tod. Die Gefahr, daß unsere Erde in tausend und aber tausend Stücke zerbersten könne, war an diesem ersten Schöpfungstag nicht geringer als heute. Doch auch die Hoffnung, daß unser Planet noch Milliarden und aber Milliarden Tage erleben wird in Schönheit und Lust, lag in diesem ersten Tag beschlossen, beschlossen wie in jedem, den du, Mensch dieser Erde, jeden Morgen neu erlebst.“

Schlußabsatz des Vorwortes. „Guten Morgen, alte Erde“, ausgewählt und geschrieben von Horst Mönnich.

1960



Ach, was soll der Mensch verlangen? Ist es besser, ruhig bleiben? Klammernd fest sich anzuheften? Ist es besser, sich zu treiben? Soll er sich ein Häuschen bauen? Soll er unter Zelten leben? Soll er auf die Felsen trauen? Selbst die festen Felsen beben. Eines schickt sich nicht für alle! Sehe jeder, wie er's treibe, Sehe jeder, wo er bleibe, Und wer steht, daß er nicht falle.

Gedicht von Johann Wolfgang von Goethe. Für „Sterne sind überall“ wählte J. Fernau Text- und Bildbeiträge aus.

1961



Abendlied

Augen, meine lieben Fensterlein, gebt mir schon so lange holden Schein, lasset freundlich Bild um Bild herein: Einmal werdet Ihr verdunkelt sein.

Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld, nur dem sinkenden Gestirn gesellt; trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldenen Überfluß der Welt.

Gedicht von Gottfried Keller. „Vom goldenen Überfluß der Welt“, gestaltet vom Verlag Mensch und Arbeit.

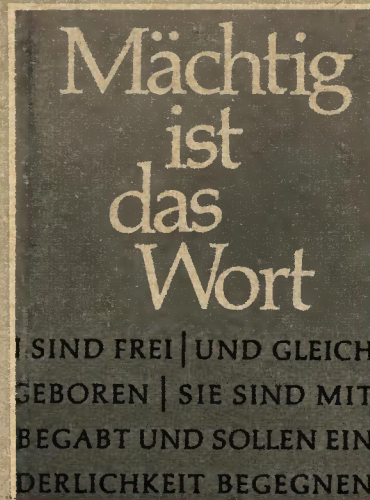
1962



„Mit Horst Mönnich, dem wir ‚Guten Morgen, alte Erde‘ verdanken, waren wir uns einig, daß man die Geschichte der Hoesch Werke, sowaschellvoll sie im Lauf dieser neunzig Jahre gewesen sein mag, in größerem Zusammenhang sehen müsse: vor dem Hintergrund also der Geschichte unserer lieben Stadt Dortmund und des faszinierenden Ruhrgebietes. Wir waren uns auch darüber einig, daß dieses Vorhaben, selbst wenn wir es noch so mutig anpackten, ein Versuch bleiben müsse in dieser Zeit einer fieberhaften Entwicklung und der Umwertung aller Werte.“

„Aufbruch ins Revier“, diese Jahresgabe gestaltete Horst Mönnich zum neunzigjährigen Bestehen von Hoesch.

1963



Viermal finden wir in der von Hans-Joachim Störig gestalteten Jahresgabe „Mächtig ist das Wort“ die Jahreszahl 1863: Unter dem Eindruck der Schlacht von Solferino gründete der Schweizer J. Henri Dunant das Internationale Rote Kreuz; Ferdinand Lassalle rief in Leipzig die erste Arbeiterpartei der Welt, den „Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein“, ins Leben. In Amerika trat 1863 das Gesetz über die Befreiung der Sklaven in Kraft, und sein Schöpfer Abraham Lincoln hielt die berühmte Rede für die Gefallenen des Bürgerkrieges in Gettysburg.

„Mächtig ist das Wort“, Hans-Joachim Störig schrieb diese Jahresgabe und wählte ihre Texte aus.

1863-1963 Abraham Lincolns Worte wirken in unsere Zeit

Mächtig ist das Wort

SIND FREI UND GLEICH
GEBOREN | SIE SIND MIT
BEGABT UND SOLLEN EIN
DERLICHKEIT BEGEGNEN

„Mächtig ist das Wort.“ Unsere Jahresgabe 1963 trug diesen Titel und erinnerte an Aussprüche großer Männer der Weltgeschichte. Als der amerikanische Präsident Kennedy auf seiner Deutschlandreise auch in Berlin weilte, läutete die Berliner Freiheitsglocke als Symbol für das gemeinsame Streben der westlichen Völker. Die Glocke trägt die Inschrift „Laßt diese Welt mit Gott eine Wiedergeburt in Freiheit erleben“.

In seiner berühmten Gettysburger Gedenkrede vor 100 Jahren zur Weihe des Ehrenfriedhofs für die Gefallenen des auch um das Schicksal der Neger geführten amerikanischen Bürgerkrieges sprach Abraham Lincoln jenen Satz, den wir nur in einem Wort abgewandelt – Lincoln sprach von der „Nation“, nicht von der „Welt“ – auf der Berliner Freiheitsglocke wiederfinden. So wirkt Lincolns Mahnung in unsere Tage hinein. Daß diese unvergleichlichen Worte gerade vor 100 Jahren ausgesprochen wurden, gab uns Anlaß, aus unserer Jahresgabe „Mächtig ist das Wort“ Rede und begleitenden Text noch einmal unseren Lesern darzubieten. Kennedys Besuch brachte uns wiederum die Bedeutung auch dieser Rede für die freie Welt klar zum Bewußtsein.

In dem jahrelangen erbitterten Ringen des amerikanischen Bürgerkrieges, der sich an der Sklavenfrage entzündet hatte, stellt die Schlacht von Gettysburg einen Höhepunkt und zugleich einen Wendepunkt dar. Von ihr und der unmittelbar folgenden Einnahme von Vicksburg am Mississippi durch die Nordtruppen beginnt sich der Sieg den von Abraham Lincoln geführten Nordstaaten zuzuneigen. Bis dahin hatte der Norden, obwohl an Menschenzahl und Grad der Industrialisierung deutlich überlegen, zur Siegeszuversicht wenig Grund gehabt. Das zeigt schon ein einfacher Blick auf die Karte: Gettysburg liegt in Pennsylvanien, ein gutes Stück nördlicher als die Hauptstadt Washington. Der Oberbefehlshaber des Südens, General Lee, hat den Krieg hier tief in diesen bis dahin vom Kriege unberührten, blühenden Nordstaat hineingetragen.

Vom 1. bis 3. Juli 1863 dauert die Schlacht. Mehr als 90000 Soldaten des Nordens stehen 70000 des Südens gegenüber. Das blutige Ringen fordert vom Norden 23000 Opfer, vom Süden noch mehr. Am Jahrestag der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, dem 4. Juli, empfängt Lincoln die Siegesnachricht.

Bald nach der Schlacht beschließen die Gouverneure von 18 Nordstaaten, bei Gettysburg einen Ehrenfriedhof zu schaffen, auf dem die zunächst notdürftig und in Eile begrabenen Toten ihre dauernde Ruhestätte finden sollen. Als Tag der Einweihung wird der 19. November 1863 bestimmt. Etwa zwei Wochen vor diesem Tag beschließt der Ausschuß, den Präsidenten zur Feier zu laden und ihn zu bitten, er möge „als Oberhaupt der Nation die Stätte mit einigen

Worten formell ihrer geweihten Bestimmung übergeben“. Lincoln verspricht zu kommen. Am Tage vor der Feier trifft er in dem kleinen damals etwa 3500 Einwohner zählenden Landstädtchen ein. Am nächsten Morgen zieht ein nicht abreißender Strom von Menschen auf das ehemalige Schlachtfeld hinaus, unter ihnen zu Pferde die Ehrengäste, an ihrer Spitze, in schwarzem Gehrock, weißen Handschuhen und mit dem berühmten hohen Zylinder, Abraham Lincoln.

Die Militärkapellen verstummen. Schweigen legt sich über das weite Tal. Die Tausende entblößen ihre Häupter. Ein Geistlicher spricht ein Gebet.

Darauf tritt der Mann ans Rednerpult, den man ausgewählt hat, die Gedenk- und Weiherede zu halten, Edward Everett. Er blickt eine Weile schweigend auf die Menge. 15000 Menschen mögen es sein, die sich hier eingefunden haben, oder auch doppelt so viele. Es ist gewiß keine leichte Aufgabe, zu einer solchen Menschenmenge aus solchem Anlaß zu sprechen. Everett ist allerdings einer der erfahrensten und berühmtesten Redner seiner Zeit. Der jetzt Neunundsechzigjährige ist in seinem Leben Senator, Gouverneur, Gesandter und Außenminister gewesen, dazu Professor der griechischen Sprache und Präsident der Harvard-Universität. Everett beginnt: „Überblicke ich diese weiten Felder, die sich von den Mühen des sich neigenden Jahres ausruhen, das mächtige Alleghany-Gebirge, das sich in der Ferne emportürmt, die Gräber der Brüder zu unseren Füßen, dann zögere ich, meine armselige Stimme zu erheben, um das beredte Schweigen Gottes und der Natur zu brechen... Indem meine Augen über die Felder schweifen, die vor kurzem getränkt wurden mit dem Blute tapferer und treuer Männer, fühle ich wie nie zuvor, wie recht die Alten hatten, wenn sie sagten, es sei herrlich und wohlstandstreu, für sein Land zu sterben.“ Der Redner schildert den Ausbruch und den



▲ Unser Bild zeigt Abraham Lincoln vor dem Weißen Haus in Washington mit Negern, um deren Befreiung der amerikanische Bürgerkrieg entbrannt war. Für den jetzigen Präsidenten Kennedy ist das Negerproblem eine der drängendsten politischen Fragen

bisherigen Verlauf des Krieges, zieht Parallelen zur europäischen Geschichte, zitiert die Rede des Perikles auf die Gefallenen. Zwei Stunden dauert die formvollendete, frei vorgetragene Weiherede.

Nachdem ein Chor ein Lied vorgetragen hat, erhebt sich Abraham Lincoln und tritt an den Rednerplatz. Er zieht ein Blatt Papier aus der Rocktasche, holt mit umständlichen Bewegungen seine Brille hervor und beginnt zu sprechen. Nur zwei Minuten dauert seine Ansprache. Sie ist so kurz, daß der Fotograf, der zu Beginn sein Stativ aufgebaut hat und unters schwarze Tuch geschlüpft ist, nicht einmal zum Schuß kommt. Diese Ansprache von Gettysburg findet an Schlichtheit des Ausdrucks, Klarheit des Inhalts und sprachlicher Schönheit nicht leicht ihresgleichen. Jeder Versuch, sie zu übersetzen, nimmt ihr etwas von ihrer Geschlossenheit oder verändert ihren Charakter. Sie lautet:

Vor siebenundachtzig Jahren brachten unsere Väter auf diesem Kontinent eine neue Nation hervor, empfangen in Freiheit und geweiht dem Gedanken, daß alle Menschen gleich geschaffen sind.

Gegenwärtig sind wir in einen großen Bürgerkrieg verwickelt, der erweisen wird, ob diese Nation, so empfangen und solchen Gedanken geweiht, Bestand haben kann. Wir stehen auf einem großen Schlachtfeld dieses Krieges. Wir sind gekommen, um einen Teil dieses Feldes jenen als letzte Ruhestätte zu weihen, die hier ihr Leben hingaben, damit diese Nation lebe. Es ist fürwahr richtig und geziemend, daß wir so handeln.

Aber in einem tieferen Sinne können wir diesen Boden nicht weihen – wir können ihn nicht segnen – wir können ihn nicht heiligen. Die tapferen Männer, lebende und tote, die hier kämpften, haben ihn geheiligt weit über das hinaus, was un-

sere geringen Kräfte hinzutun oder hinwegnehmen könnten.

Die Welt wird wenig beachten und nicht lange in Erinnerung behalten, was wir hier sagen, aber sie kann nie vergessen, was jene taten. Wir, die Lebenden, werden hier vielmehr dem unvollendeten Werk geweiht, das jene bisher so edelmütig und tapfer vorangebracht haben. Wir werden hier der großen Aufgabe geweiht, die uns noch verblieben ist, auf daß wir von diesen ehrwürdigen Toten eine höhere Opferbereitschaft an die Sache lernen, für die sie das letzte volle Maß an Opfern gebracht haben; damit wir hier den festen Entschluß fassen, daß diese Toten nicht umsonst gestorben sein sollen, auf daß diese Nation mit Gottes Hilfe eine Wiedergeburt der Freiheit erlebe und die Herrschaft des Volkes durch das Volk und für das Volk auf dieser Erde nicht untergehe.

Mächtig ist das Wort

SIND FREI | UND GLEICH
GEBORNEN | SIE SIND MIT
GEGABT UND SOLLEN EIN
ERLICHKEIT BEGEGNEN

Diese wenigen Worte Abraham Lincolns sind unsterblich geworden. Man hat sie in Stein gemeißelt und in Erz gegossen. Die Schulkinder Amerikas lernen sie auswendig und, was wichtiger ist, nicht wenige erwachsene Amerikaner haben sie behalten und tragen sie im Herzen. In einem Punkte hat Lincoln geirrt. Er meinte, seine Worte würden schnell verhallen und bald vergessen sein, nicht aber der Ruhm der bei Gettysburg Gefallenen. Tatsächlich ist uns Heutigen jene Schlacht, ihr Anlaß, ihr Verlauf, sind uns die Männer, die dort gekämpft, durchaus ferne gerückt. Aber Lincolns Worte leben. Am Tage nach der Feier schreibt Everett an Lincoln: „Ich würde mich glücklich schätzen, könnte ich mir schmeicheln, in zwei Stunden dem Hauptgedanken des Anlasses so nahegekommen zu sein wie Sie in zwei Minuten.“ Lincolns Rede in Gettysburg gehört zu den mächtigen Worten der Weltgeschichte, weil hier ein großer Mensch in einer großen Stunde die Gefühle und Ideale eines großen Volkes vollkommen ausdrückt.

Zu Recht gilt Abraham Lincoln den Amerikanern als Verkörperung der besten Tugenden der Nation, in seinem Lebensgang wie in seinem Charakter. Alles, was er ist, ist er aus sich selbst geworden, hat er mit eigener Kraft errungen. In einem primitiven Blockhaus ist er auf die Welt gekommen und aufgewachsen in einer Umgebung, die noch die Züge der Wildnis trug. Als Kind sehr armer Eltern hat er Entbehrung und harte körperliche Arbeit von früh an kennengelernt, an Schulbildung beinahe nichts auf den Weg bekommen, hat in verschiedenen Berufen mit wechselndem Glück sein Brot verdient, daneben aber mit unzählbarer Energie gelernt, gelesen, gelesen, hat sich zum Juristen gebildet, ist Anwalt geworden, dann in die Politik gegangen.

Seine Redegabe, sein Humor (der freilich mit tiefer Schwermut wechselt), seine Aufgeschlossenheit für alles und jeden, seine Schlichtheit haben ihn bald volkstümlich gemacht, wozu gewiß seine unverwechselbare äußere Erscheinung das ihre beigetragen hat: eine nahezu zwei Meter große, äußerst hagere Gestalt, die fast alle Zeitgenossen überragt, erst recht, da Lincoln gewöhnlich einen hohen schwarzen Zylinder trägt, auch hoch zu Pferde; ein durchfurchtes Gesicht mit tiefliegenden, traurig blickenden Augen.

1860 hat ihn seine Partei als Präsidentschaftskandidaten aufgestellt. In der schwersten Krise des jungen amerikanischen Staates steht er an seiner Spitze. In diesen Kriegsjahren wird erst offenbar, was für ein Charakter in diesem Sohn des Volkes steckt. Lincoln bewahrt auch in den Momenten äußerster Spannung Einsicht, Unbeugsamkeit und menschliche Güte. Beinahe Tag und Nacht ist sein Vorzimmer von Hilfesuchenden belagert. Lincoln hilft, wo er kann.

Berühmt ist die Geschichte von Lincolns Brief an General Mead nach der Schlacht von Gettysburg. Die geschlagenen Südruppen haben

sich zurückgezogen, dann aber an dem durch schwere Regenfälle angeschwellenen Potomac-Fluß haltmachen müssen. Lincoln drängt seinen General, den Feind anzugreifen und zu vernichten, aber dieser zögert, und schließlich entkommt die Südmarmee über den Fluß, ohne einen Mann einzubüßen. Lincoln schreibt einen im Ton gemäßigten, in der Sache sehr ernsten Brief an Mead und wirft ihm vor, Mead habe die einzigartige Chance verpaßt, den Bürgerkrieg mit einem Schlage zu beenden. Lincoln überliest den Brief, liest ihn nochmals, zögert, schließlich faltet er ihn zusammen, steckt ihn in einen Umschlag, schreibt darauf „Nicht unterzeichnet und abgeschickt“ und läßt die Sache auf sich beruhen. Der Brief ist nach Lincolns Tod unter seinen Papieren gefunden worden. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet“, ist eines von Lincolns Leitworten. Lincoln ist ein Mensch, dem es ganz ernst ist mit dem Grundsatz, daß alle Menschen gleich geschaffen sind. Daher seine Ablehnung der Sklaverei. „Verlassen wir den Grundsatz der Väter und nennen die Neger minderwertig, so wird der nächste Schritt zu minderwertigen Weißen führen...“

Den ganzen Krieg hindurch hat sich Lincoln gegen Angriffe radikaler Heißsporne aus dem eigenen Lager zu wehren. Er bleibt unbeirrt bei seiner Politik, welche die Wiederherstellung der nationalen Einheit allem anderen überordnet. Er weicht keinen Schritt von seinem Ideal einer freiheitlichen Ordnung, der amerikanischen Form der Demokratie, die Lincoln zwar nicht erfunden, aber am reinsten verkörpert und gelebt hat. Mit der Verwirklichung dieses Ideals, der Herrschaft des Volkes für das Volk und durch das Volk, wie Lincoln in seiner Gettysburger Rede sagt, hat das junge Amerika ein leuchtendes Beispiel gegeben für die alten Völker Europas. Denen aber, die hämisch fragten, wie dieses Ideal je verwirklicht werden solle, da doch das Volk, das herrschen soll, größtenteils aus Schwachen und Unwissenden bestehe, antwortete Lincoln: „Einige, sagt man, sind zu unwissend oder lasterhaft, um mitzuregieren. Möglich, sagen wir, aber durch euer System wollt ihr sie immer weiter so erhalten. Wir wollen ihnen lieber Gelegenheit geben, aus Schwachen Starke, aus Dummen Kluge und alle zusammen besser zu werden. Wir haben es versucht, der Erfolg ist unser. Seht es an, und denkt darüber nach!“

Das Lincolnsche Ideal einer freiheitlichen und gerechten Ordnung, die auch den Gegner einschließt, klingt auch aus den Schlußsätzen der Rede, die Lincoln am 4. März 1865 hielt. An diesem Tage – wenige Wochen vor seiner Ermordung durch einen südstaatlichen Fanatiker – hatte er zum zweitenmal den Amtseid als Präsident der Vereinigten Staaten zu leisten. Er sagte: „Mit Haß gegen niemanden, mit Mitgefühl gegen alle, mit Festigkeit im Recht, wie Gott uns gibt, das Recht zu erkennen – so laßt uns weiter das Werk zu Ende führen, an dem wir arbeiten: die Wunden der Nation zu verbinden, für den zu sorgen, der die Schlachten gekämpft, für seine Witwe und seine Waisen; alles zu tun, wodurch wir einen gerechten und bleibenden Frieden erlangen können, unter uns sowohl als mit allen Völkern.“

Kein Zweifel, daß Lincoln, hätte er sein Werk fortsetzen können, dem besiegten Süden die Hand zur Versöhnung gereicht und die Wunden des Krieges geheilt hätte.

Groß ist Lincolns Rede in Gettysburg auch durch das, was sie *nicht* sagt: Sie enthält kein Wort der Bitterkeit, der Anklage gegen die andere Seite. Wo ist der Staatsmann, der wie Lincoln mitten in einem blutigen Krieg sich so hoch über den Krieg erhoben hat?





Die wirtschaftlichen Folgen einer sich ändernden Technologie im Eisenhüttenwesen

Dr. Willy Ochel sprach vor Volkswirten

Vor der „Volks- und Betriebswirtschaftlichen Vereinigung im Rheinisch-Westfälischen Industriegebiet, Sitz Düsseldorf“, hielt Dr. h. c. Willy Ochel kürzlich in Dortmund einen Vortrag, der weithin beachtet wurde. WERK UND WIR veröffentlicht nachstehend diesen Vortrag zum Thema „Die wirtschaftlichen Folgen einer sich ändernden Technologie im Eisenhüttenwesen“.

Mit einer geschichtlichen Erinnerung an die Februar-Tage des Jahres 1663 begann Dr. Ochel seinen Vortrag. „Vor genau dreihundert Jahren gelang es dem Engländer Thomas Newcomen, die erste wirklich arbeitende, die sogenannte atmosphärische Dampfmaschine zu bauen, von der im Jahre 1720 das erste Exemplar auf einem Bergwerk in Lüttich in Betrieb kam. Über hundert Jahre später baute in unserem Bezirk Johann Dinnendahl während seines Lebens 28 nach dem System Watt verbesserte Dampfmaschinen, die Eingang in unsere Eisenindustrie fanden. Erst jetzt wurde es möglich, unabhängig vom Wasser zu werden und die zum Betrieb unserer hohen Öfen notwendigen Gebläsemaschinen das ganze Jahr hindurch zu betreiben. So liegt in der Erfindung der Dampfmaschine eine der Wurzeln für die Größe und Arbeitsweise unserer heutigen Stahlindustrie. Sie wurde eines der ersten Beispiele veränderter Technologie*) mit weittragenden Folgen.“

Dampflokomotiven verschwinden

Um genau zu kennzeichnen, wie auch schon in früheren Jahrhunderten Fortschritte der Technik das Absterben ganzer Industrien bewirkt hat, erwähnte Dr. Ochel dieses Beispiel der Dampfmaschine, die heute längst an Bedeutung verloren hat, zu einem Zeitpunkt, da die letzten Exemplare von dampfbetriebenen Lokomotiven demnächst auch aus unserem Eisenbahnsystem völlig verschwunden sein werden. Das Schlagwort vom Strukturwandel möchte Dr. Ochel auf ein vernünftiges Maß zurückgeführt wissen; denn „der Strukturwandel ist mit dem Leben des einzelnen wie jedes Volkes und jeder Wirtschaft verknüpft. Er war immer und wird immer sein. Er kann nur beschleunigt oder verzögert werden. Die Vorgänge um die Dampfmaschine haben sich in großen Zeiträumen abgespielt. Von ihrer Erfindung bis zur betriebsreifen Dampfmaschine in der Eisen- und Stahlindustrie flossen 175 Jahre ins Land, und von da bis zum heutigen Absterben sind wiederum 125 Jahre vergangen. Die heutigen Erfindungen und Entwicklungen brauchen offensichtlich weniger Zeit für das Wachsen und Reifen, aber auch weniger Zeit für das Absterben.“

In diesem Zusammenhang lenkte Dr. Ochel den Blick seiner Zuhörer auf den Flugverkehr, in dem die großen viermotorigen Propellerflugzeuge erst vor zwei Jahrzehnten als tragendes Element für die Transocean-Luftverbindungen bekannt wurden, während jetzt bereits die schnellen Jets nur noch ein Drittel der Reisezeit benötigen. Es sei noch ungewiß, ob nicht die kommenden Überschallflugzeuge auch dieses Verkehrsmittel in wenigen Jahren zum Absterben verurteilen würden.

*) Technologie = Verfahrensweg. Man unterscheidet zwischen mechanischer Technologie, d. h. dem Verfahren zur Behandlung von Werk- und Baustoffen, wie Mischen, Zerkleinern, Sieben oder Trennen, und der chemischen Technologie, dem technischen Verfahren, mit dem chemische Reaktionen herbeigeführt und gelenkt werden.

Andere Zeitmaßstäbe als zur Jahrhundertwende

„So stehen wir in der Gegenwart vor völlig anderen Anforderungen mit anderen Zeitmaßstäben wie die Generationen vor uns. Wir sehen dies in gleicher Weise auf den Gebieten von Kohle und Stahl. Im Augenblick meine ich sogar sagen zu sollen, daß es sich nicht nur um wenige Jahre der Entwicklung handelt, nach deren Abschluß wieder ruhigere Verhältnisse eintreten werden, sondern daß wir uns in einer Epoche der rastlosen Veränderungen befinden, die gerade erst beginnt. Was gestern noch gültig war, ist heute bereits überholt, und von dieser sich täglich rasch ändernden Welt werden nicht nur unsere Entscheidungen beeinflusst, sondern auch deren Risiko wesentlich vergrößert.“

Für die Grundstoffindustrie können wir das Ende des zweiten Weltkrieges als Ausgangspunkt der neuen Epoche ansehen. Das gilt nicht nur für Deutschland, dessen Stahlindustrie nach dem Willen der Siegermächte zunächst auf ein Minimum beschränkt werden sollte, sondern in gleicher Weise für die unserer Nachbarn. Die große Politik fand im Stahl das geeignete Objekt der Wirtschaft, auch politisch zu neuen Lösungen in der Alten Welt zu kommen. An der Eisenindustrie, mit ihr und der Kohle, exerzierte man die Idee des Gemeinsamen Marktes, von der Sie täglich in den Zeitungen lesen. Am Gemeinsamen Markt für Kohle und Stahl entwickelte sich die Idee des Gemeinsamen Marktes für die übrigen Erzeugnisse. Wenn auch, wie häufig in der Natur, harte Zeiten die jungen Pflänzlein bedrückten und bedrückten, so ist es nicht abwegig, darauf zu vertrauen, daß sich die Schöpfungen stärken und gegen alle Widerstände durchsetzen werden. Denn auch hier haben sich die Maßstäbe für Größe und Zeit so stark geändert, daß mit den Ansichten von gestern die Zukunft der Völker von morgen nicht mehr vorbereitet werden kann.

Der Gemeinsame Markt

Die Verwirklichung des Gemeinsamen Marktes hat tiefgreifende Folgen gehabt und wird weiter große Folgen haben müssen. Die Stahlindustrie ist aus dem Rahmen, der ihr durch nationale Grenzen gesetzt war, herausgetreten und hat sich zu Größenordnungen entwickelt, die bis dahin nur in der Neuen Welt üblich waren. Selbstverständlich haften uns noch die Eierschalen der Vergangenheit an. Wir möchten sogar in der einen oder anderen Hinsicht an bisherigen Lebensgewohnheiten festhalten und uns wehren gegen die neuen Bedingungen, die auf uns zukommen und die unter dem Kennzeichen einer harten und sogar lebensbedrohenden Konkurrenz stehen. Noch immer versuchen wir, uns durch gemeinsame Vereinbarungen, durch Appelle an Regierungen und andere Gremien, gegen Schlechtwetter auf dem Eisenmarkt zu schützen; doch spüren wir, daß dieser Schutz nicht mehr so wirksam gemacht werden kann wie in den Zeiten, als wir nur für unser Deutsches Reich den Stahl erzeugten und je nach Wunsch Importe hereinließen oder uns gegen sie sperrten. So haben wir heute festzustellen, daß jede fünfte Tonne Stahl, die bei uns verbraucht wird, aus dem Ausland kommt, das heißt aus den befreundeten Nachbarländern, mit denen wir zusammen wirtschaftlich stark werden wollen, deren Übergreifen über unsere Grenzen uns aber nicht immer geheuer ist. Wir leiden unter Verzerrungen im Gemeinsamen Markt, die aber, und das sei freimütig vermerkt, in dem Wachstum zu eben diesen neuen, bisher nicht gekannten Wirtschaftsformen liegen.“

Konkurrenten auf dem Erdball

Zu den Stahleinfuhren aus den befreundeten Nachbarländern kämen, wie Dr. Ochel dann ausführte, noch weitere von neuen Konkurrenten auf dem Erdball hinzu. Bei den Produkten der Eisen- und Stahlindustrie verspürten unsere Kaufleute bisher nur verhältnismäßig selten etwas davon. Aber bei anderen Fertigprodukten wären die Japaner mit wesentlich billigeren Industrieerzeugnissen auf unsere Märkte gelangt. Auch unser östlicher Nachbar, Rußland, würde den Aufbau seiner Eisen- und Fertigwarenindustrie nicht in dem Augenblick abstoppen, wenn der Bedarf des russischen Volkes und der Ostblockländer einigermaßen gedeckt sei. „Wir werden also“, darauf machte Dr. Ochel nachdrücklich aufmerksam, „auch von dieser Seite her eines Tages die Auswirkungen der Konkurrenz zu spüren bekommen: möglicherweise, wie im japanischen Fall, nicht bei den Produkten der Eisen- und Stahlindustrie selbst, sondern bei den Fertigprodukten, besonders vielleicht bei denen, die Deutschland

nach anderen Ländern exportiert und für die die Eisen- und Stahlindustrie die nötigen Rohstoffe liefert. Wenn uns unsere Exportmärkte für Fertigfabrikate verlorengehen sollten, so hätte dies ganz beträchtliche Folgen. Allein auf dem Gebiet des Lebensmittelkonsums leben wir zu dreißig Prozent vom Import, der aus unserem Export bezahlt werden muß.

Billiger Strom aus Atomenergie

Darüber hinaus werden sich im nächsten Menschenalter die technologischen Wesenszüge unserer Herstellungsverfahren gründlich neu zu gestalten haben. Ich denke hierbei an die Entwicklung der Atomenergie, die ja auch erst am Ende des zweiten Weltkrieges in unser Leben getreten ist. Offenbar sind im Augenblick die Meinungen noch geteilt, wann elektrischer Strom zu sehr billigen Preisen auf unseren Märkten erscheinen wird. Es hat nicht wenige Männer gegeben, die noch vor kurzem diese Möglichkeit ganz weit von sich wiesen. Sie werden gewiß mit fortschreitender Zeit vorsichtiger werden. Ich möchte auch Sie an die Geschichte der Technik erinnern, wie ich es neulich im Kreis von Volkswirtschaftlern getan habe, die eine über das jetzt bekannte Maß hinausgehende Verbilligung des Atomstroms für spekulativ hielten. Bei wesentlichen Erfindungen nämlich erhöhten sich die anfänglichen Erfolge in kürzester Frist, die Wirkungsgrade verbesserten sich, die Leistungen stiegen an. Denken Sie nur an den Automotormotor, den Dieselmotor oder an die vielen chemischen Verfahren, wie zum Beispiel an das Haber-Bosch-Verfahren zur Gewinnung von Stickstoff. Schließlich ist es ja der erste Atombombe von Hiroshima nicht anders ergangen. In der Zwischenzeit ist diese furchtbare Waffe doch multiplikatorisch größer geworden. Wenn ich unter diesem Gesichtswinkel an Wirkungsgrad und Größenordnung technischer Entwicklungen denke, dann bin ich sicher, daß die Atomenergie schneller in der Lage sein wird, billigeren Strom anzubieten, als es auf dem Wege über unsere herkömmlichen Energiequellen der Fall ist.

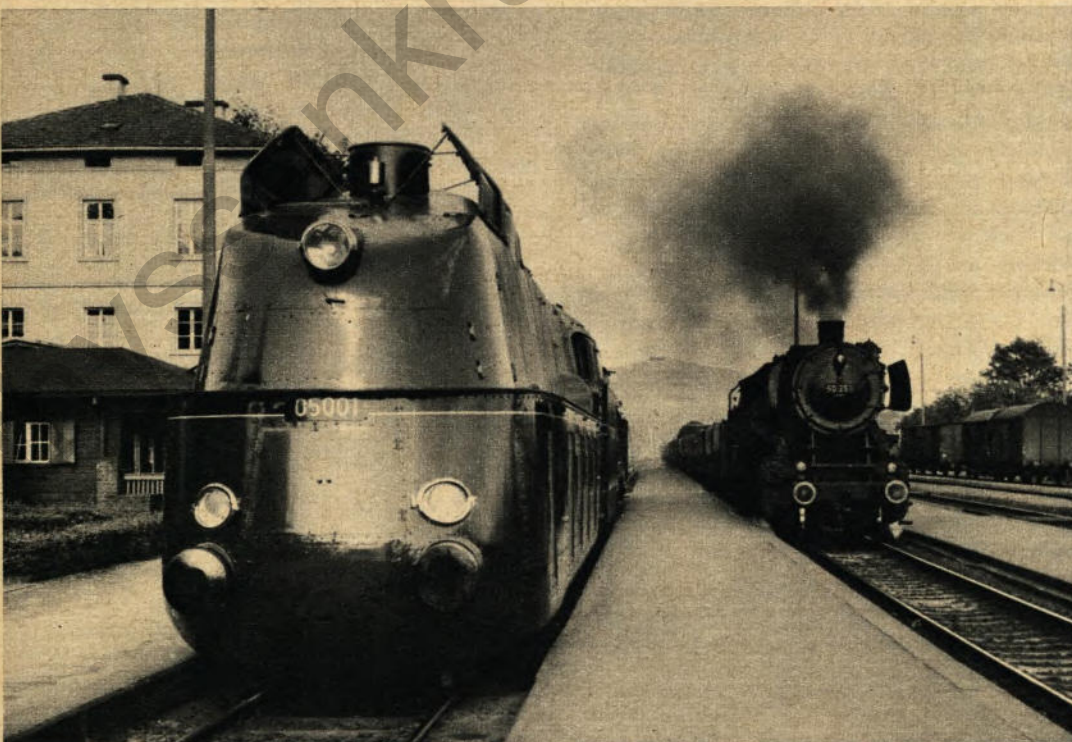
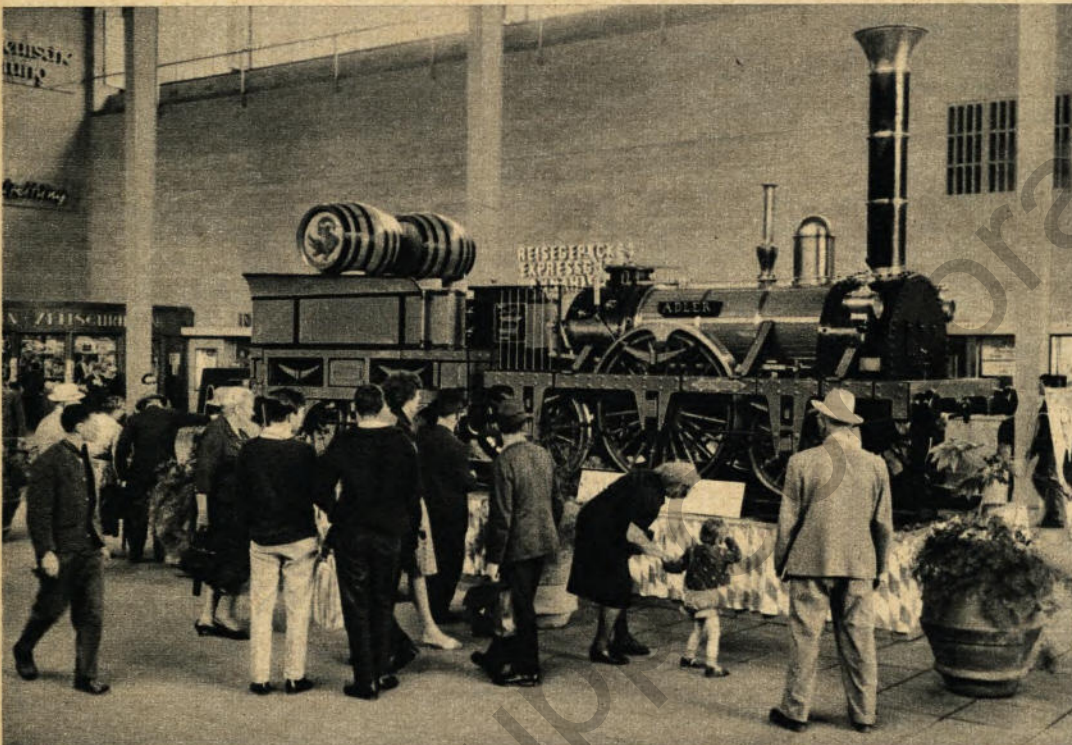
Besonders billiger Strom gibt aber den Anreiz, über Umstellungen von Erzeugungsverfahren nachzudenken, und es wäre nicht sonderbar, wenn auch in der Eisen- und Stahlindustrie Elektroverfahren an Bedeutung gewinnen, die heute noch im Schatten der kohle- und gasbetriebenen Produktionsverfahren arbeiten. Elektroschachtöfen sind zwar bekannt, aber es lag bisher kein Anreiz vor, sie zu größeren Aggregaten zu entwickeln, die für eine moderne Eisenindustrie nun einmal nötig sind. Wenn der Strom jedoch nur Bruchteile eines Pfennigs kostet, wird eine Neuorientierung eintreten. Das Alte stirbt dann ab, und etwas Neues tritt an seinen Platz. Soweit wird uns dies sehr natürlich vorkommen können. Der Atomstrom kann überall erzeugt werden. Er hat keinen Standort, der ihm vom Rohstoff her vorgeschrieben wäre. Der Standort richtet sich nur nach dem Schwerpunkt des Verbrauchs. Wie wäre es, wenn die Länder, die hochwertige Eisenerze besitzen, sich den Atomstrom zunutze machten, um nicht mehr Erze, wohl aber Roheisen und vielleicht schon vorgeblasenen Stahl zu verkaufen? Eine solche Wendung hat ernste Perspektiven, genauso ernst, wie sie, von uns wenig beachtet, auftraten, als das Indigo durch die Indanthrenfarben der Chemie abgelöst wurde und große Rückschläge in den Anbauländern eintraten.

Unter übergeordneten Gesetzen

Wir haben gesehen, daß wir unter uns übergeordneten Gesetzen leben, an denen wir Men-

1 In der Schalterhalle des Münchener Hauptbahnhofes erregte die originalgetreue Nachbildung der ersten in Deutschland eingesetzten Lokomotive, der „Adler“, viel Aufsehen. Der „Adler“ wurde für die erste deutsche Eisenbahnlinie Nürnberg-Fürth im Jahre 1835 in Dienst gestellt

2 Ein Zeichen der Zeit, das das Ende der Dampfmaschine kennzeichnet, ist dieses Bild. Die Rekordlokomotive der Baureihe 05 trat ihre letzte Fahrt vom Ausbesserungswerk zum Verkehrsmuseum nach Nürnberg an. Erst vor 27 Jahren erzielte diese Lokomotive auf der Strecke Hamburg-Berlin einen Geschwindigkeitsrekord von 204 Kilometern in der Stunde. Das Verkehrsmuseum Nürnberg stellt sie Seite an Seite mit der alten bayerischen Lokomotive vom Typ S2/6, die vor 30 Jahren ihren Geschwindigkeitsrekord von 157 Kilometern in der Stunde aufstellte



schen nichts ändern können. Wir sprachen von dem Gesetz der Beschleunigung menschlicher Erfindung. Dies ist leicht erklärlich, denn die Menschheit nimmt ganz rapide zu, und immer mehr Wissenschaftler und Ingenieure arbeiten an den uns interessierenden Problemen der Eisenindustrie. Immer schneller werden Erkenntnisse gewonnen, die uns die Herstellung des Stahls erleichtern helfen. Damit einher geht jedoch auch, daß es immer schwieriger wird, Entscheidungen darüber zu fällen, welche der sich anbietenden Wege für die Herstellung von Produkten, welche Produkte selbst und schließlich welche Wege für ihren Absatz beschritten werden sollen.

Ein zweites Gesetz, unter dem wir leben, ist das Größenwachstum unserer technischen Anlagen. Dies erwächst aus dem immerwährenden Zwang, der Konkurrenz zu begegnen und die Kosten der Herstellung zu mindern, dies auch, weil gleichzeitig die Kosten für den menschlichen Arbeitsaufwand ständig steigen. Wir haben auf den Hütten im Prinzip in drei großen Stufen zu arbeiten. Die erste ist das Einschmelzen der Erze und deren Reduktion im Hochofen mit dem Ziel der Gewinnung von Roheisen; dann folgt in den Stahlwerken verschiedener Prägung die Verarbeitung des Roheisens und des Schrotts; in der dritten Stufe, den Walzwerken, stellen wir die verkaufsfähigen Produkte der Eisenindustrie her, die anschließend auch noch weiter verarbeitet werden können, zum Beispiel zu Weißblech für die Konservendosen-Industrie oder zu kunststoffbedeckten Blechen für die Bauwirtschaft. Noch vor 25 Jahren erzeugte ein Hochofen bei Hoesch etwa 700 t Roheisen, während heute in den USA von größeren Hochöfen etwa viermal und bei uns in Deutschland etwa dreimal so hohe Leistungen erwartet werden können. Unser Thomas-Konverter im Stahlwerk erzeugte in dieser Zeit stündlich etwa 50 t Stahl, während die heutigen Gefäße in den LD-Stahlwerken fünfmal so viel erbringen und damit mühelos eine Kapazität von über 1 Mill. t Rohestahl auf sich vereinigen. Was die Walzwerke angeht, so wissen Sie, daß die Franzosen in Dünkirchen an der Küste ein neues Stahlwerk errichtet haben, das auf einer einzigen Breitbandstraße 3,5 Mill. t Coils herzustellen in der Lage ist, wobei, ohne unbescheiden zu sein, wir auch von der Bundesrepublik sagen können, daß mit den hier erbauten neuen Straßen ähnliche Leistungen erreichbar sind.

Wohin der technische Weg führt

Wenn ich jetzt weitere Größenordnungen beiziehe, werden Sie es mir nicht verübeln, daß ich Sie gleichzeitig bitte, diese Zahlen nicht als die ausschließliche Realität von morgen anzusehen. Es drängt mich andererseits, nachdem wir uns heute so freimütig über die Folgen der sich ändernden Technologie in der Stahlindustrie unterhalten, die Perspektiven aufzuzeigen, die sich aus derartigen Großapparaturen ergeben, wie sie heute in der Technik beherrschbar und zugleich mit wirtschaftlichem Erfolg einsatzfähig sind. Rein rechnerisch wäre es denkbar, daß die z. B. in der Bundesrepublik betriebenen 118 Hochöfen auf 30 zusammenschrumpften, daß aus etwa 70 Konvertern 13 würden und die Martinwerke von etwa 113 auf 45 Öfen zurückgehen könnten. Diese Zahlen zeigen, wohin der technische Weg führt. Ich kann noch ein anderes Beispiel nennen, das Ihnen vielleicht geläufiger ist. Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges war ein 50-MW-Turbogenerator eine ganz beachtliche Maschine. Heute werden nicht nur 150-MW-, sondern 300-MW-Generatoren gebaut, also sechsmal

so große, wie vor noch nicht 20 Jahren. Wir wissen von Amerika und England, daß dort Einheiten von sogar 500 MW in Angriff genommen worden sind. Sie sehen, daß auch auf diesem Gebiet das Größenwachstum ähnliche Ausmaße angenommen hat.

Daß sich dabei Rückwirkungen auf den Betriebszuschnitt – ich meine damit den Zuschnitt von stahlherstellenden und -verarbeitenden Abteilungen – und auf die Unternehmen selbst einstellen müssen, unterliegt keinem Zweifel. In welchem Tempo sich das vollzieht, das allein ist eine Frage, über die man diskutieren kann. Vermutlich werden wir mit einer radikalen Entwicklung in unserer Europäischen Gemeinschaft nicht so schnell zu rechnen haben. Es zeigt sich aber doch schon, daß sich bei Anhalten dieser Entwicklung in Zukunft nur eine beschränkte Anzahl von Großwerken im europäischen Raum in die Massenstahlerzeugung teilen können und müssen. Ihnen stehen dann kleinere Einheiten gegenüber, deren Existenz auf irgendwelchen Spezialitäten beruht, wie sie z. B. im Hinblick auf die erzeugten Produkte oder im Hinblick auf den Standort vorliegen mögen und wirtschaftlich vertretbar sind. Bei so großen Erzeugungseinrichtungen ist der Kapitaleinsatz natürlich sehr erheblich. Neue Formen zu ihrer Finanzierung mußten gefunden werden.

Ich erwähne noch einmal das Gebiet der Elektrizität. Es ist für manche Gesellschaften nicht mehr möglich gewesen, Großkraftwerke für sich allein zu erstellen. Das führte zwangsläufig über gegenseitige Abmachungen zum Bau von Gemeinschaftskraftwerken durch mehrere große Gesellschaften, ein Vorgang, den wir auch in der Bundesrepublik beobachten. In Frankreich und Belgien gibt es ähnliche Beispiele für große Zusammenschlüsse auf dem Stahlwerksgebiet. Es seien hier die Sollac und die Sidemar genannt. In Italien, wo es auf privatwirtschaftlicher Grundlage nicht gelang, solche Gruppen zusammenzubringen, ist der Staat eingegriffen, so im Falle Italsider. In Deutschland wird zur Zeit ein nicht uninteressanter Weg begangen, der Ihnen auch bekannt ist. Durch Absprachen auf dem Erzeugungsgebiet und Austausch von Kapazitäten wird versucht, zu ähnlichen Wirkungen wie bei Großanlagen zu kommen, so im Falle der ATH mit Mannesmann und Oberhausen, so im Salzgittegebiet und so auch in unserem Raum zwischen Dortmund-Hörde und Hoesch. Diese Art der Partnerschaft vermeidet Konzernbildungen, denn sie ändert an den vermögensrechtlichen Ausrichtungen der Gesellschaften nichts. Hier möchte ich wieder einmal die Forderung erheben, zu einer Änderung unserer Umsatzsteuer-Gesetzgebung zu kommen. Diese hindert in ihrer jetzigen Form die Ausbildung neuzeitlicher Methoden des Zusammengehens. Wohlverstandene Zusammenarbeit aber ist, wie Sie leicht aus meinen Ausführungen entnehmen konnten, eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit für das Wohlergehen unserer Nation geworden.

Die Auswirkung auf den Markt

Ein weiterer Aspekt derartiger Entwicklung zur Größe ist natürlich die Auswirkung auf den Markt. Die riesige Produktion eines Walzwerks schafft das Problem des Massenabsatzes eines Produktes. Walzwerksleistung und Wirtschaftlichkeit hängen recht eng zusammen. So kommt es zum Zwang der Großaufträge und der Spezialisierung auf bestimmte Absatzgebiete. Wer eine Breitbandstraße hat, wird das Feld der Flachprodukte, und wer eine kontinuierliche Profilstraße hat, wird das Feld des Stabstahls

und der Bauprofile für sich gewinnen wollen. Für die kleineren Walzwerkseinheiten verbleiben die Spezialitäten, für die der Kunde auch einen höheren Preis anlegen kann. Der Zwang, möglichst große Mengen eines einheitlichen Produktes zu verkaufen, wirkt sich automatisch auf die Betätigung der Kunden aus. Die Zahl der anzubietenden Profilsorten muß abnehmen, um auf die verbleibenden um so höhere Auftragsmengen konzentrieren zu können. Schon hat sich die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl in Luxemburg dieser Aufgabe angenommen, und es ist deutlich erkennbar, welche Fortschritte im einzelnen bereits erzielt worden sind. Die Besitzer großer Walzenstraßen werden sich über eine Programmbereinigung einigen müssen. Nicht jeder kann alles herstellen wollen. Ein breitgefächertes Programm in Stahlqualitäten und -produkten im europäischen Wirtschaftsraum schließt die Gefahr zu übermäßigen Investitionen und Unwirtschaftlichkeit ein. Die einen werden sich mehr den Flachprodukten, die anderen mehr dem Profilstahl zuwenden. Aber eine solche Programmbereinigung ist mehr als eine einfache Absprache: Du machst dies, und ich mache das. Denn die Aufnahmefähigkeit für Flachprodukte und Nichtflachprodukte ist verschieden groß, die Märkte entwickeln sich verschieden, und sie folgen unterschiedlichen Konjunkturgesetzen. Die Folge könnte sein, daß die Unternehmen alle das Bestreben hätten, sich möglichst auf die Produktenseite zu schlagen, die die meisten Gewinnaussichten verspricht. Wenn sie dies getan haben sollten, werden sie sich um so stärkere Konkurrenz machen, eine Lage, aus der sie sich dann wegen des hohen Kapitalaufwands für Jahrzehnte schlecht befreien könnten. So wird es auch zu noch anderen Bindungen, wie z. B. zur Absprache über gegenseitige Lohnwalgungen u. a., kommen.

Neue soziale Probleme

Bei einer solchen Konzentration tauchen neue soziale Probleme auf. Wir werden damit rechnen müssen, daß im Laufe der Zeit eine Reihe von heute noch vorhandenen Arbeitsverrichtungen überflüssig wird und die Arbeitsplätze aufgelassen werden. Darüber hinaus ändert sich infolge der notwendig werdenden Automation die Art der Arbeit, wobei die manuelle weiter abnimmt. An ihre Stelle tritt eine neue Sparte des Vorausdenkens, des Vorausplanens für die Automaten, die nachher den technischen Ablauf bestimmen. Derartige berufsständische Umgruppierungen als Folge des Größenwachstums und der Fortentwicklung der Technik hat es auch schon früher gegeben. Wir dürfen sie ruhig als etwas Selbstverständliches ansehen, womit natürlich nichts über die damit verbundenen Schwierigkeiten und deren Beseitigung ausgesagt ist. Das gilt ebenso für die sich fortentwickelnden Erscheinungsformen des konzernmäßigen und des privatrechtlich vereinbarten Zusammenarbeitens bei uns in Deutschland wie bei den Partnern des Gemeinsamen Marktes und für das vorhandene und noch weiter auszubauende Zusammengehen mit ihnen. Wir sollten uns innerlich bei solchen Erwägungen nicht so leicht von verständmäßig nicht faßbaren Angst- und Furchtzuständen überwältigen lassen, wie es manchmal geschieht. Große Betriebe sind nun einmal eine wesentliche und unabdingbare Voraussetzung für preiswerte Erzeugnisse. Vielleicht gilt es einmal zu bedenken, daß 12 amerikanische Unternehmen 1962 so viel Rohstahl erzeugten wie die 220 Unternehmen der Europäischen Gemeinschaft. Die übrigen US-Stahlwerke erzeug-

ten noch einmal 25 v.H. unserer Stahlmenge und sind damit ein Maßstab für den Vorsprung gegenüber Europas noch unausgeglichener Eisenwirtschaft. Mit den Problemen des Betriebswachstums muß man sich natürlich laufend auseinandersetzen und nach den richtigen Lösungen suchen. Es besteht, so meine ich sagen zu dürfen, aber kein Zweifel, daß trotz des Wachstums zur Größe bei der Lebendigkeit der Technik innewohnenden Kräfte sich auch immer wieder neue Möglichkeiten für den Mittelstand bieten, die allerdings nur durch fortwährende Bereitschaft und Arbeit auszumünzen sind. Wenn wir heute die Kunststoffe in ihrem stürmischen Siegeslauf sehen, so ist die Entwicklung dieser Industrie vornehmlich durch die Herstellung des Rohstoffs im großen möglich geworden. Ihn zu verarbeiten – an dieser wirtschaftlichen Aufgabe beteiligen sich sehr viele mittlere und kleinere Betriebe, so daß man getrost von einer neuen Erschließung, sogar für den kleinsten Mittelstand, sprechen darf. Lassen Sie mich jetzt ein wenig plaudern über die sich ändernde Technologie in der Eisen- und Stahlindustrie und über die Folgen, die sich für die übrige Volkswirtschaft hieraus ergeben.

Gesamte Volkswirtschaft betroffen

Ich sagte schon, daß in der ersten Stufe in unseren Hochöfen das Eisenerz geschmolzen und sein Eisenoxydgehalt in reines Eisen reduziert werden muß. Hierbei nimmt das Roheisen Kohlenstoff auf, der uns im Stahl in diesem Maße nicht recht ist und der durch den Stahlwerksprozeß wieder entfernt werden muß. Was sich sonst alles an metallurgischen Reaktionen hinter seinem Mauerwerk abspielt, ist uns lange Zeit trotz gegenteiliger Beteuerungen ziemlich unbekannt gewesen, und auch heute noch tasten wir das Feld wissenschaftlich ab, um herauszubekommen, wie der Einschmelz- und Reduktionsprozeß für jedes beliebige Erz auf dieser Welt optimal abläuft. Wir haben inzwischen gelernt, daß man die Begleitelemente des Eisens, die sogenannte Gangart des Erzes, tunlichst nicht erst in den Hochofen bringen soll, damit dieser mit hohem Wirkungsgrad auf seine eigentliche Aufgabe konzentriert wird. Hier haben wir Erhebliches geleistet, so daß es vorderhand ausgeschlossen ist, daß ein anderes Verfahren den Hochofen in seiner alles beherrschenden Stellung hinsichtlich Qualität, Menge und Erzeugungskosten erschüttern könnte. Aber natürlich ist man nie vor Überraschungen ganz sicher.

Im logischen Verfolg der metallurgischen Aufgabe sind wir zu der Erkenntnis gekommen, daß geringhaltige Eisenerze nicht mehr für den Stahlerzeugungsprozeß herangezogen werden können. Wenn es sich darum handelt, eine Tonne Erz von 27 v.H. Eisen oder eine Tonne von 65 v.H. Eisen einzuschmelzen, dann fällt die Wahl nicht schwer, welche der beiden Erzsorten zu nehmen ist, vorausgesetzt, daß man die Eisenerzeugung als die eigentliche Aufgabe ansieht. Dies ist nämlich bei der Verwendung von schlechten Inlandserzen in Frage gestellt, weil der Hochofen dann mehr Schlacke als Roheisen bringt. Man hat zwar für diese Schlacken volkswirtschaftliche Verwendungen, doch liegt dies Gebiet eben nicht im Bereich unserer Wirtschaftsaufgabe. Wir werden also den Bezug von schlechten deutschen Inlandserzen und armen Auslandserzen aufzugeben haben und die auf der übrigen Welt reichlich vorhandenen geeigneteren Erze einkaufen müssen. Dieser Vorgang ist keineswegs auf uns Deutsche beschränkt.

Bekanntlich zählen die Eisenvorräte Lothringens

zu den größten in Europa, wenn nicht in der Welt. Aber ihr Gehalt ist niedrig. Es ist nun interessant zu wissen, daß die höherwertigen Auslandserze schon am Rande des Minette-Gebiets, z. B. an der Saar, in Luxemburg und Belgien, konkurrenzfähig sind. Natürlich ist es mit der einfachen Kostenrechnung nicht getan. Man muß auch die übrigen Verhältnisse bewerten und damit rechnen, daß Auslandsrohstoffe genau wie die unsrigen im Preis beweglich sind, daß Frachten große Unterschiede aufweisen können und schließlich, daß politische Entwicklungen eintreten, die den Bezug von Rohstoffen wesentlich, zeitweise gänzlich unterbinden können. Harter Konkurrenzkampf aber zwingt zu einer fortgesetzten Anpassung an die Fertigwarenpreise und somit auch zur Ausnutzung aller geeigneten Rohstoffquellen und sei es nur zeitweise. Dies ist unter Umständen sehr riskant. Bei einem hohen Lebensstandard aber ist man gegenüber Änderungen anfälliger als bei niedrigem. Arm sein ist in diesem Zusammenhang nicht so aufregend wie reich sein. Natürlich waren auch die Besitzer der bisher gefragten Rohstoffe dagegen, durch die technische Entwicklung an die Wand gedrückt zu werden, und unter Einsatz beträchtlicher Mittel forschen sie, wie man der Konkurrenz begegnen kann. Bei der Minette bedeutet dies die Aufgabe, z. B. durch Anwendung der sogenannten magnetischen Röstung – nun nicht etwa bei den ärmeren, sondern bei den reichsten Flözen – das Erz so zu konzentrieren, daß die Grenze konkurrierender Wirtschaftlichkeit möglichst weit vom Kern des Minettegebiets ferngehalten werden kann.

Im übrigen stellen sich auch hier die gleichen Probleme der Beschäftigung im Bergbau ein wie bei uns. Um wirtschaftlich zu sein, müssen leistungsfähige Maschinen beschafft werden, durch die ein Teil der heute noch angebotenen Arbeitsplätze fortfällt. Damit bringt der technische Fortschritt immer wieder Umgruppierungen mit sich, die für den einzelnen einen Bruch mit dem bisherigen Beruf und seinen Gewohnheiten ergeben können. Das ist gewiß bedauerlich. Eine allzu große Rücksichtnahme auf solche Schicksalswendungen gefährdet jedoch das Ganze. Denn wenn erst einmal der Vorsprung gegenüber der Konkurrenz verlorengegangen ist, kann es mehrere Menschenalter dauern, bis er wieder eingeholt wird, wenn dies überhaupt möglich ist. Jetzt sind wir nicht mehr allein mit uns, jetzt konkurrieren auch neue Länder, die man bisher nicht in Rechnung zu stellen gewohnt war, wie z. B. Japan. Und das zwingt uns, gewisse Dinge aus neuer Sicht neu zu bewerten.

Rückgang des Koksverbrauchs

Wir haben inzwischen gelernt, die Erze hochofengerecht aufzubereiten und sie von allem Unnötigen zu befreien. Dies hat für die Hüttenwerke eine weitere Folge mit Ausstrahlung nach außen. Mit der gleichen Koks menge der Vorkriegszeit, die auch heute noch in der etwa gleichen Anzahl von Kokereien wie früher erzeugt wird, machen wir wesentlich mehr Roheisen. Den Aufschwung, den die Eisenindustrie damit genommen hat, machte also die Kohle nicht mit. Die Montanunion und Großbritannien haben ihre Stahlerzeugung seit 1938 um 117 v. H. gesteigert. Der Koks folgte in diesen Ländern aber nur mit 30 v. H. Mehrmengen. Die Diskrepanz wird noch größer werden.

Die hohen Kokspreise bieten selbstverständlich einen Anreiz für Überlegungen, an Stelle des Kokses billigere Energien einzusetzen. So wird zur Zeit versucht, auch mit Teileinsatz von Heizöl, Naturgas oder Kohlenstaub an Stelle von Koks die Aufgaben des Hochofens zu bewerk-

stelligen, wobei aber – für die Kokereien „glücklicherweise“ – nur etwa 10 bis 20 v. H. der Koksenergien ersetzt werden können. Sie sehen, wie ein Wirtschaftszweig, von dem das Eisen bislang monopolartig abhängig war und der auch im weiten Maße von uns gelebt hat, durch den technischen Fortschritt betroffen und in seinem Wachstum beeinträchtigt wird. Die Ersparnisse, die die Eisenindustrie bei dieser veränderten Rohstoffzusammensetzung erzielt hat, und das ist recht bemerkenswert, müssen den größten Teil der erhöhten Arbeitskosten ausgleichen, die in den letzten fünf Jahren auf uns zugekommen sind. Diese Erhöhung betrug nämlich 52 v. H., während unsere Verkaufspreise das Niveau von 1957 nicht überschreiten und somit auch keinen Beitrag zu ihrer Deckung leisten.

Auch für den inneren Betrieb unserer Werke hat der Rückgang des Koksverbrauches Folgen mit Auswirkungen über die Werksgrenzen hinaus gehabt. Früher fielen bei den hohen Koksverbrauchsmengen auch große Mengen Gichtgas an, die die Grundlage zu einem wirtschaftlichkeitsbestimmenden und weitverbreiteten Energieverbund darstellten. Zwischen den beiden Weltkriegen und bereits vor dem ersten Weltkrieg haben sich nämlich die Standortsnachteile gerade des Ostruhrgebiets dadurch ins Gegenteil verkehrt, daß es zu dieser großzügigen Verbundwirtschaft kam. Es war das Ziel aller leitenden Ingenieure in unserem Gebiet, soweit sie in der Hüttentechnik tätig waren, diesen Verbund bis zu einem Höchstmaß des wirtschaftlichen Effekts auszubauen. Gichtgas wurde verwandt zur Unterfeuerung der Koksgasbatterien. Koksgas wurde bei den Martinöfen eingesetzt, Gichtgas wurde zur Elektrizitätserzeugung benutzt. Das System war bis zum letzten ausgefeilt und hat bis in unsere Tage dem Ostruhrgebiet sein besonderes Gesicht gegeben. Jetzt ändert sich diese Struktur. Die großen Gichtgasmengen sind entscheidend zurückgegangen. Es ist eine Energielücke entstanden, die nur durch den Bezug von Fremdennergie auszufüllen war. Da die Gasdarbietung der Kokereien nicht angewachsen ist, kommt man auch hier wieder zum Heizöl, zum Natur- und Raffineriegas und nicht zuletzt zum Fremdstrom, der bis dato nicht diese Rolle auf den energieautarken Hüttenwerken spielte. Die Änderung der Technologie hat jetzt dieser Energie-Autarkie ein Ende bereitet. An ihre Stelle tritt eine weitere Verflechtung mit der übrigen Wirtschaft. Im Anschluß hieran darf ich auch noch kurz einen Punkt erwähnen, der im allgemeinen wenig im Licht der Öffentlichkeit steht. Wir brauchen nämlich für das Einschmelzen der Erze recht hohe Temperaturen. Ein Mittel, diese zu erzielen, besteht darin, die Verbrennungsluft vor ihrem Eintritt in den Hochofen zu erhitzen. Wir haben bisher Heißwindtemperaturen von 700° und 800° gekannt und hoffen, demnächst einige 100° höher zu kommen. Dies läßt sich aber nur erreichen, wenn die Haltbarkeit der feuerfesten Steine im Aufheizapparat der Verbrennungsluft, in den sogenannten Winderhitzern, erhöht werden kann. Verbrennungstechniker und Fachleute der feuerfesten Industrie sind dabei, hier Mittel und Wege zu finden. Durch diese Änderung unserer Technologie erhält eine andere Wirtschaftsgruppe, nämlich die der feuerfesten Industrie, eine neue, recht weitreichende Aufgabenstellung, deren Lösung unter Umständen auch Dritten zugute kommen könnte.

Neue Stahlblasverfahren

In der zweiten Stufe der Herstellung, nämlich im Stahlwerk, sind in den letzten 20 Jahren geradezu revolutionierende Entwicklungen vor sich

EWG beherrscht Europa

Länderanteile an der industriellen Produktion Westeuropas: 1961 in %



	Gesamte Industrie	Steinkohlenbergbau	Stahl-Industrie	Metallverarbeitende Industrie	Automobil-Industrie	Chemische Industrie	Textil-Industrie
Bundesrepublik	28,1	32,2	31,7	28,4	36,9	25,9	27,1
Frankreich	16,5	11,8	16,6	14,8	21,4	21,6	16,0
Italien	11,5	0,1	8,8	8,9	13,1	20,4	12,9
Belgien	4,0	4,8	10,5	4,2	—	2,2	7,6
Luxemburg	4,0	4,8	10,5	4,2	—	2,2	7,6
Niederlande	3,8	2,9	1,8	4,4	0,4	3,1	4,1
EWG insgesamt	63,9	51,8	69,4	60,7	71,8	73,2	67,7
EFTA insgesamt	35,2	47,8	30,3	39,2	28,0	25,6	28,4

▲ Aus dem Schaubild nach dem Stand von 1961 geht der Anteil der einzelnen Länder an der industriellen Produktion Westeuropas hervor. Dr. Ochel wies in seinem Vortrag auch auf die Wettbewerbsverhältnisse der Eisen- und Stahlindustrie im Rahmen der EWG und der EFTA hin. EFTA (European free trade association) – Europäischer Freihandelszusammenschluß, der sieben Länder vereinigt: Großbritannien, Schweiz, Österreich, Portugal, Norwegen, Schweden und Dänemark

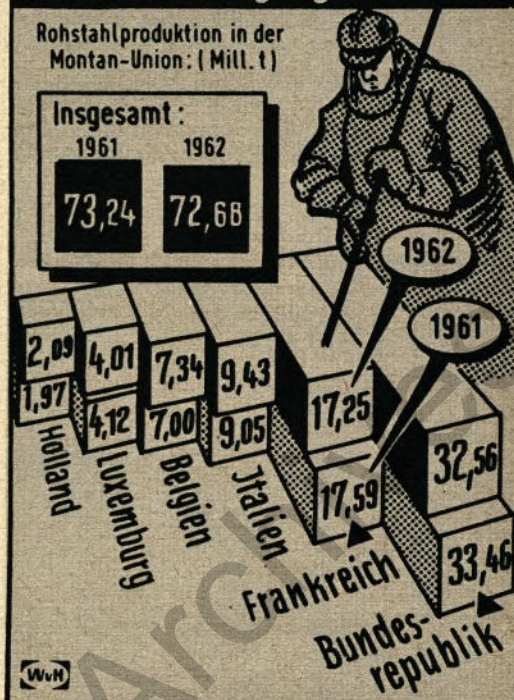
gegangen, die alles in Frage stellen, was bisher als langfristig gültig angesehen wurde. Bisher waren hauptsächlich zwei oder, wenn Sie so wollen, drei Stahlverfahren bekannt, nämlich das Blasverfahren – bei uns vertreten durch das Thomasstahlverfahren –, das Schrottverfahren – vertreten durch den Siemens-Martin-Prozeß – und schließlich das Elektrostahlverfahren – vertreten durch den strombetriebenen Elektroofen für Stähle besonders hoher Gütegrade.

Bei uns in Deutschland ist das Thomas-Verfahren dasjenige der Uerzeugung von Stahl aus dem Naturrohstoff Erz, während im SM-Ofen die bei der Stahlerzeugung oder durch die Verschrottung alter Maschinen anfallenden Schrottmengen wieder nutzbar gemacht werden. Das Thomas-Verfahren ist recht einfach und billig. Bei ihm wird durch Durchblasen von Luft der im Hochofenprozeß in das Eisen hineingekommene Kohlenstoff soweit entfernt, wie es erwünscht ist. Jedoch hatte das Verfahren einen Nachteil; denn mit der durchgeblasenen Luft kam auch Stickstoff ins Bad, und sein Vorhandensein in dem unwahrscheinlich niedrigen Anteil von einhundertstel Prozent machte den Thomasstahl nicht unbedingt für alle Zwecke brauchbar. Das Ausland war darum in den letzten 50 Jahren sehr weitgehend von den Blasprozessen abgegangen und hatte sich dem Siemens-Martin-Verfahren zugewandt. Nun sind vor zwei Jahrzehnten die Österreicher in Linz und Donawitz auf den Gedanken gekommen, im Blasprozeß statt der Luft den stickstofffreien Sauerstoff zu nehmen und diesen nicht von unten durch das Stahlbad, sondern von oben auf die Oberfläche aufzublasen. Der Erfolg war durchschlagend. Alle Vorzüge des billigen Stahlblasverfahrens sind erhalten geblieben, aber die Qualität des LD-Stahles ist entscheidend verbessert. Dies beides ist der Grund, warum der LD-Prozeß auf der ganzen Welt so überraschende Fortschritte gemacht hat und sein Einfluß in so starkem Maße steigt.

Dabei wird sich wohl eine Reihe von Akzenten verlagern. Auf dem Gebiet des Absatzes steht zu erwarten, daß die bisher selbstverständlichen Preisklassifizierungen nach den Erschmelzungsverfahren, d. h. Thomas, SM oder Elektro, weitgehend ersetzt werden müssen durch solche, denen die Güteeigenschaften der Erzeugnisse zugrunde liegen. Auf dem Gebiet des Rohstoffs dagegen werden beim Sauerstoff-Aufblasverfahren weitgehend phosphorarme Erze bevorzugt, während bisher für das Thomasverfahren phosphorreiche Erze eingekauft werden mußten. Aus dieser Erkenntnis heraus sind Forschungen und Entwicklungen eingeleitet, den technischen und den wirtschaftlichen Wert der phosphorreichen Erze Lothringens und Schwedens zu erhalten. Die Lösung ist das sogenannte LDAC-Verfahren. Das Verfahren ist recht jung, und es muß sich noch zeigen, wie sich die Preisrelationen zwischen phosphorreichen und -armen Erzen einzustellen haben, um den phosphorreichen, abgesehen von metallurgischen Feinheiten, gleiche Chancen wie bisher zu geben. Mit diesem Hinweis wollte ich Ihnen nur sagen, daß urplötzlich Länder, die zu den bevorzugten Lieferanten von phosphorreichen Erzen gehören, wie Schweden, durch die Änderungen der technologischen Verfahren als Folge des technischen Fortschritts vor neue Situationen gestellt werden, mit denen sie fertig werden müssen. Falls nicht, dann entwertet sich ihr nationaler Reichtum, mit dem die bisherigen hohen Importe auch aus der Bundesrepublik bezahlt werden konnten.

Das LD-Verfahren bringt in gleicher Weise die Schrottbilanz aus dem Gleichgewicht. Bislang waren Schrottaufkommen und Schrottverwertung im gemischten Thomas- und Martin-Betrieb ausgezeichnet aufeinander abgestimmt. Soweit wir es heute übersehen können, ist es möglich, einen großen Prozentsatz von Schrott direkt im LD-Verfahren zu verwenden. Dadurch entsteht auch von dieser Seite her dem Siemens-Martin-Verfahren ein starker Konkurrent. Nun schließlich noch ein Letztes. Der LD-Prozeß knabbert selbst das Programm der Elektrostahlseite an. Es ist gelungen, im Konverter legierte Baustähle herzustellen, legierte Elektrogrüßen mit speziellen Gebrauchseigenschaften zu erzeugen und hochlegierte, rostfreie Stähle zu produzieren. Die höhere Stundenleistung des Verfahrens und die geringen Umwandlungskosten werden zu einer erhöhten Erzeu-

Rohstahlerzeugung lässt nach



▲ Nach Angaben der Hohen Behörde der Montan-Union sank die Rohstahlproduktion in den sechs Mitgliedsstaaten im Jahre 1962 gegenüber 1961 um rund 560 000 Tonnen. Seit Bestehen der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl war ein derartiger Produktionsrückgang an Rohstahl bisher noch nicht zu verzeichnen. Unser Schaubild zeigt, daß die Rohstahlproduktion in der Bundesrepublik und in Frankreich zurückgegangen ist, während Belgien, Italien und Holland die Stahlproduktion ausdehnen konnten

gung führen, die ihre Anwendungsgebiete sucht. Die Zukunftsaussichten dieser Sparte sind allerdings nicht zu übersehen, weil die Sektoren, auf denen man vorteilhaft derartige Güten verwenden kann, naturgemäß begrenzt sind.

Folgen für die Walzwerke

Diejenige Abteilung unserer Stahlindustrie, die von zwei Seiten in die Klemme genommen worden ist, ist das Walzwerk. Der Vorteil der Stahlerzeugung in großen Konvertereinheiten ist nur dann realisierbar, wenn auch das anschließende Walzwerk den Vorteil auffängt, vergrößert und weitergeben kann. So mußte die Leistungsfähigkeit der Straßen entsprechend angepaßt werden. Auf der anderen Seite stehen die Kunden, die ihrerseits kontinuierlich arbeiten und aus dieser Lage heraus nicht nur schwere Ringgewichte verlangen, sondern auch fordern müssen, daß über die ganze Länge unserer Erzeugnisse herüber gleichmäßige Qualität, hervorragende Oberflächen und enge Toleranzen vorliegen. Wenn eine gleichmäßige Stahlstruktur verlangt wird, heißt das für den Walzwerker, die Walztemperatur gleichmäßig auf der erforderlichen Höhe zu halten. Wenn Sie wissen, daß unsere breiten Bänder nur eine Dicke von 2 mm haben, können Sie sich denken, wie schnell dieser Stahl auskühlt. Innerhalb der kurzen Zeit, die vergeht, bis die noch zulässige Arbeitstemperatur unterschritten wird, müssen alle Vorgänge abgewickelt sein. Wir haben also viel schneller zu arbeiten, als das früher der Fall zu sein brauchte. Wir besitzen z. B. in unserem Haus die älteste noch in Betrieb befindliche Drahtstraße Deutschlands, die ihren Wert für die Auswalzung von Sondergütern hat, weil diese langsam gewalzt werden müssen. Der Stab verläßt die letzte Walze mit einer Ge-



In diesem Jahr stand das Hoesch-Messehaus auf der Hannover Messe unter dem Zeichen „Stahl auf neuen Wegen“. Eine Sonderschau zeigte Beispiele aus der Platal-Verarbeitung und wies die Vorzüge des neuen und bereits vielfach bewährten Verbundwerkstoffes nach

schwindigkeit von 30 km/Std. 1950 wurden Drahtstraßen erbaut, die mit 90 km/Std. und 1962 solche, die mit 125 km/Std. walzen. Das ist demnach viermal so schnell wie früher. Die Leistung einer Drahtstraße ist damit auf 400 000 jato angewachsen. Stabstahlstraßen erbringen jetzt 500 000 jato und Grobblechstraßen 800 000 jato. Sie wissen, daß die Giganten der Walzwerke, nämlich die kontinuierlichen Breitbandstraßen, es heute auf 3 bis 5 Mill. jato Coils bringen. Das Problem bleibt hier wie auch sonst die entsprechende Entwicklung des Marktes im Hinblick auf den Konsum höherer Mengen gleichartiger Produkte. Für uns bedeutet der Bau derartiger Walzwerke und, was wir nicht vergessen dürfen, der Bau der anschließenden Adjustagen mit ihren sehr kostspieligen Einrichtungen einen erheblichen Kapitalaufwand. Ein Stillstand, sei es aus Gründen der Minderbeschäftigung oder aus Gründen eines zu häufigen Profilwechsels, kann den Gewinn schnell zum Verschwinden bringen.

Während wir früher unsere Produkte dem Markt in einer Form angeboten haben, die sich aus der Technik der Herstellung ableitete, beginnen die Kunden gegenwärtig Änderungen zu verlangen, die ihre eigene Konkurrenzfähigkeit gegen Substitutionsprodukte stärken sollen. So wollen sie heute leichtere Eisenkonstruktionen bauen können, die nicht nur gewichtsparend sind, sondern sich auch schneller und besser zusammenbauen lassen als bisher. Sie benötigen alle damit verknüpften Kostenersparnisse, um sich gegen den Betonbau zu wehren. Gute Schweißarbeit erfordert absolut gleichmäßige Stahlqualität und wiederum enge Toleranzen. Fässer, Kannen und andere Verpackungsgegenstände müssen gewichtsmäßig leichter werden. Zu einem interessanten Vorstoß hat hier z. B. das Aluminium angesetzt. Er richtet sich gegen die Stahlkonservendose. Bei der Bedeutung des Marktes hat sich die US-Stahlindustrie entschließen müssen, im Anschluß an die vorhandenen noch weitere Kaltwalzgerüste aufzustellen, um die Wandstärke der Konservendosen auf die Hälfte herabzusetzen. Dieses ist in den letzten drei Jahren durchgeführt und wird auch nach Deutschland kommen. Doch der Angriff ist nicht zu Ende. Zur Zeit ist es nämlich der Aluminiumindustrie gelungen, die Stahldeckel der Bierdosen durch Aluminiumdeckel zu ersetzen. Hier wurden Aufreißungen angebracht, durch die die Dose ohne Büchsenöffner mühelos zu öffnen ist. Dies ist ein beachtliches Verkaufsargument. Ganz neuerdings wird das Erscheinen einer Ganz-Aluminium-Bierdose für diesen Sommer angekündigt. Wenn sie einschlägt, macht die Aluminiumindustrie dem Stahl in Amerika den Absatz für 9 Milliarden Bierdosen im Jahr streitig, und das will schon etwas heißen.

Stahl auf neuen Wegen

Auf dem Gebiet der Baustahlprofile hat die Hohe Behörde in ihrem Normalisierungs-Ausschuß den europäischen Leichtträger entwickelt und als Norm eingeführt. Die Marktgängigkeit hat nach einer gewissen Anlaufzeit erheblich zugenommen, weil die Vorteile gegenüber dem schweren DIN-Träger unbestreitbar sind. Eine gleichartige Entwicklung bahnt sich bei den Winkeln an, die auf den kontinuierlichen Straßen der Gegenwart mit wesentlich dünneren Schenkeln gewalzt werden können als früher. Bei den breiten Bändern setzt sich das Spalten immer mehr durch, weil die entgegengesetzten Qualitätssorgen in zunehmendem Maße ausgeräumt werden konnten. Das unmittelbare Walzen von schmalen Bändern wird infolgedessen zurückgehen. Der Oberflächen-

pflege wird ganz besonders Aufmerksamkeit geschenkt. Sie ist entscheidend für den Absatz bei der Automobil-, bei der Automaten-, Haushaltsmaschinen- und Stahlmöbelindustrie. Die Möglichkeiten, den Stahl vor der Verrostung zu schützen und so dem Kunden für diese Produkte eine längere Lebensdauer zu garantieren, werden geprüft und auf breiter Basis wissenschaftlich erforscht. Hierunter fallen auch die Entwicklungsarbeiten, Stahl mit farbigen Kunststoffen zu überziehen oder farbig zu lackieren. Dazu kommt die Notwendigkeit, die Produkte der Stahlindustrie wesentlich sorgfältiger und attraktiver zu verpacken, um sie gegen Schäden beim Versand zu sichern.

Noch ein kurzes Wort über den Strangguß, der als jüngster technischer Fortschritt die fachmännische Öffentlichkeit bewegt. Es handelt sich um ein Verfahren, aus flüssigem Stahl direkt und gewissermaßen kontinuierlich, Halbzeug zu erzeugen, also in den Stahlwerken das Gießen von Blöcken und in den Walzwerken deren Auswalzung zu Halbzeug zu ersparen. Die volkswirtschaftlichen Rückwirkungen negativer Art treffen natürlich den Zweig des Maschinenbaus, der uns bis heute mit den entsprechenden Blockstraßen usw. versorgt hat. Für uns ist die Kostenersparnis und Betriebsvereinfachung offensichtlich und sehr erwünscht. Im Augenblick jedoch bewähren sich derartige Anlagen erst bei höherwertigen Edeltählen. Bei Massentählen sind zwar die ersten Schritte getan, doch wird bis zu ihrer breiten Einführung in das Eisenhüttenwesen noch eine gewisse Zeit verstreichen.

Der elektronische Rechner

Es ist nicht gut möglich, das Gebiet der sich ändernden Technologie im Eisenhüttenwesen abzuschließen, ohne auf ein Aggregat einzugehen, das sich jetzt Eingang in unseren technischen, kaufmännischen und verwaltungsmäßigen Ablauf der Stahlerzeugung verschafft. Dieses Aggregat heißt im Ausland Computer, im Deutschen trägt es den Namen elektronischer Rechner. Diese Maschine übt in mancher Beziehung menschliche Funktionen aus, wie z.B. das Rechnen, das Vergleichen, das Erinnern und auf der technischen Seite das Steuern unserer komplizierten Anlagen. Hiervon soll jetzt noch die Rede sein.

Beginnen wir mit einem Beispiel aus unserem Handel. Nehmen wir einmal an, daß einer unserer Kunden in Augsburg eine bestimmte Menge Stahl einer Profilsorte nötig hat. Er wird unserer Münchener Vertretung die Bestellung zugehen lassen und die Hoffnung haben, daß das Lager in München ihm das Material übersendet. Über eine Spezialleitung – wie sie die Bundespost noch nicht zur Verfügung stellt, wie es aber in Amerika durchgeführt wird – befragt der Münchener Vertreter den Rechner in Dortmund, der ihm zurückmeldet, daß das betreffende Profil auf dem Münchener Lager nicht vorhanden ist. Der Rechner teilt aber weiter mit, daß das nächste für den Kunden frachtgünstigst gelegene Lager für diesen Spezialfall sich in Nürnberg befindet, wo auch das Material vorhanden ist. Der Computer schreibt unter Angabe der Versandadresse das Lager Nürnberg an mit der Aufforderung, das Material zu versenden. Er bestätigt über ein Schreibgerät auf unserem Münchener Büro dem Kunden den Auftrag und teilt ihm mit, daß er von Nürnberg beliefert wird und schreibt ihm zugleich eine Rechnung aus. Dabei stellt der Rechner aber fest, daß nach Auslieferung des Auftrages der Minimalbestand in Nürnberg unterschritten wird. Er gibt daraufhin der Hütte Dortmund den Auftrag, bei

der nächsten Profilwalzung eine entsprechende Menge der in Frage kommenden Dimension für Nürnberg auszuwalzen und zu versenden. Er teilt weiter der Buchhaltung mit, daß der Kunde in Augsburg uns den und den Betrag an dem und dem Tag schuldet und verbucht die Forderung auf das im Rechner geführte Konto des Kunden. Er notiert statistisch, wann und was der Kunde von uns bezogen hat und wertet z.B. die saisonmäßige Abhängigkeit der Aufträge für die Zwecke unserer Verkaufspolitik und für Walzplanungen des Hüttenwerkes aus. Nach Ablauf des Fälligkeitstermins der Zahlung meldet der Rechner den Überhang. Er gibt auf Verlangen Auskunft über die Zahlungstreue des Kunden in der Vergangenheit.

Beispiel aus der Betriebspraxis

Für einen reibungslosen Ablauf des Betriebes, z.B. des Kaltwalzwerks, ist es wichtig, genügend Vorräte an Rohbrammen der verschiedensten Qualitäten und Abmessungen zu haben. Selbstredend müssen diese Brammen unterscheidbar sein und werden deswegen schon im Stahlwerk mit den Schmelznummern einzeln gekennzeichnet. Bei dem weiteren Durchlauf durch die Walzwerke lassen sich Irrtümer und Verwechslungen innerhalb der einigen 100000 Tonnen, die monatlich verarbeitet werden müssen, nicht vermeiden. Hier wird uns der elektronische Rechner behilflich sein, einen Einzelblock bei seinem Durchlauf im Walzwerk zu verfolgen und das gesamte Betriebsgeschehen, das sich bei seiner Verarbeitung abspielt, festzuhalten. Es ist sogar möglich, noch während der Betriebszeit den Ersatz für eine verunglückte Bramme vom Stahlwerk zu beschaffen oder vom Lager abzu-disponieren, damit ein Kundenauftrag zu dem vereinbarten Termin erfüllt werden kann. Die Lagerbestände sind im Rechner registriert. Alle Veränderungen müssen natürlich vom Lagerpersonal dem Rechner mitgeteilt werden. Wir versprechen uns von dieser neuen Einrichtung eine wesentlich verkleinerte Lagerhaltung. Der Rechner leistet aber mehr. Da die verschiedenen Kunden verschiedene Abmessungen bestellen, müssen die Walzgerüste der Straße von Fall zu Fall neu eingestellt werden. Dieses übernimmt künftig der Rechner, der seinerseits über Meßinstrumente nachprüft, ob die vorgegebenen Dimensionen auch richtig eingehalten werden. Damit ist die Vollautomatisierung nahezu erreicht. An diesen Problemen arbeiten nach unseren Erkundungen auch alle großen amerikanischen Stahlwerksfirmen. Was bisher abgelesen und aufgeschrieben werden mußte, fällt künftig fort, weil der Rechner die Vorgänge automatisch in sein Gedächtnis übernimmt, von wo sie in den gewünschten Formen und zu den gewünschten Zeiten so oft abgerufen werden können, wie es nötig ist. Damit werden die riesigen Zahlenfriedhöfe der Gegenwart, die von Hand zusammengeschrieben werden, zusammenschrumpfen und hoffentlich bald ganz fortfallen.

Für sichere und schnellere Produktion

Ein anderes Beispiel ging vor etwa einer Woche durch unsere Zeitungen. Die BASF hat eine vollautomatische, elektronisch gesteuerte Anlage zur Erzeugung eines Kunststoffproduktes in Betrieb genommen. Wie die Geschäftsleitung dazu mitteilte, wird zwar keine wesentliche Ersparnis an Arbeitskräften erzielt, dafür wird aber die Sicherheit und Schnelligkeit der Erzeugung derart verbessert, daß eine so kostspielige Anlage, wie der Rechner mit allen angeschalteten Instrumenten, sich bezahlt macht.

Verpflichtung und Ausblick

So wird die Produktion bald eingerahmt sein von einem Fächer von Informationen aus dem Rechner und gleichzeitig mit seiner Hilfe durchgeführt und bewerkstelligt werden. Berufe, wie z.B. der eines Drehers an der Drehbank, werden an Umfang verlieren. Unterschiede, wie der im Tätigkeitsbereich eines Betriebs und seines Betriebsbüros, werden zurücktreten, genauso wie sich die Aufgabenbereiche der heutigen mittleren Betriebsführung verkleinern müssen. Neue Aufgaben treten an die Stelle der alten. Diese heißen: Anpassung der Fabrikation und des in den Rechnern aufgegebenen Ablaufmodells an die sich ändernde Lage auf den Märkten.

Das Tempo der sich ändernden Technologie gibt ständig neue Aspekte. Wir können nur leistungsfähig bleiben und alle Marktchancen optimal ausnutzen, wenn wir die Entwicklung laufend beobachten, sie bewerten und bei unseren Entscheidungen berücksichtigen. Ohne Fingerspitzengefühl und Intuition kommt man gewiß nicht aus. Andererseits ist es auch sicher, daß beide allein nicht mehr ausreichend sind, den Fortbestand der Unternehmen zu sichern. Wissenschaftliche Methoden müssen hinzukommen, die uns heute der Rechner in neuem Gesicht zeigt. Wir sehen uns durch ihn in die Lage versetzt, Alternativlösungen ebenso gründlich durchzuarbeiten wie die ursprüngliche Hauptlösung. Das „Was geschieht, wenn ...“ kann sehr weitgehend ausprobiert werden. Es zeigt uns klarer, wie der Weg zur Rentabilität, d.h. zur Erfüllung der obersten Forderung an jeden Wirtschaftler, zu finden ist. Es zeigt uns aber auch, wie viel größere Risiken wir für die Sicherung der Wirtschaft eingehen müssen, mehr als wohl je zuvor.

Sie haben aus meinen Darlegungen entnehmen können, welch weitreichende Folgen die sich ändernde Technologie im Eisenhüttenwesen im kleinen wie im großen hat. Wir dürfen aber auch einem Gefühl des Stolzes über den technischen Fortschritt Ausdruck geben, der letzten Endes seinen sichtbaren Niederschlag im Sozialfortschritt, d.h. in der beträchtlichen Erhöhung unseres Lebensstandards gefunden hat.

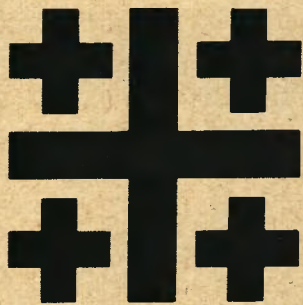
Ich wollte Ihnen aufzeichnen, wie rasch die Veränderungen kamen, die sich gerade in den Nachkriegsjahren ereignet haben. Es lag mir daran, in großer Offenheit und Nüchternheit und ohne besonderes Interesse zu betonen, die für uns anstehenden Probleme darzustellen. Wir alle wollen aber nicht vergessen, daß bei dem Willen, uns jedweder Konkurrenz zu stellen, doch gewisse Zeiten für die notwendige Anpassung erforderlich sind. Wir wollen ebenso wenig in den Fehler verfallen, aus den aufgezeichneten Entwicklungslinien den Schluß zu ziehen, daß alles, was wir heute haben, schon veraltet und damit ungeeignet sei. Wir wissen, daß unsere Vorfahren auch keine Narren waren. Die Zeit ist ein wesentlicher Faktor für das technische Geschehen und den wirtschaftlichen Erfolg. Wir sind an sie gebunden, und nicht nur wir, sondern auch unsere Konkurrenz. Sie und wir müssen uns in gleicher Weise an die gegebenen Möglichkeiten halten, und diese bremsen oft genug manches Wünschenswerte und Notwendige empfindlich ab. Nur eines ist sicher – und das soll der zusammenfassende Schluß der Ausführung sein: Wir müssen uns redlich plagen und haben keine Zeit auszuweichen, wenn wir in einer sich so rasch wandelnden Welt bestehen, den Lebensstandard halten und wenn wir nicht zuletzt – lassen Sie mich auch das aussprechen – die Verpflichtung, die eine Nation im Rahmen der Völker hat, voll erfüllen wollen.“

BILD DES MONATS

In jedem Jahr pilgern Gläubige aus aller Welt nach Jerusalem. Toni Weller, Sekretärin der Hoesch Westfalehütte, nahm dieses Bild während ihres Urlaubs auf der bekannten Via dolorosa auf



Zum 11. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Dortmund



In den Tagen vom 24. bis 28. Juli wird Dortmund im Zeichen des 11. Deutschen Evangelischen Kirchentages unter dem Wort „Mit Konflikten leben“ stehen. WERK UND WIR hat zwei Vertreter der Kirche gebeten, für unsere Leser Inhalt und Ziel dieses Kirchentages zu deuten:

D. Ernst Wilm ist Präses der Evangelischen Landeskirche Westfalen, Mitbegründer der Europäischen Kirchenkonferenz und stellvertretender Präses der EKU-Synode (Evangelische Kirche der Union). Er trat besonders mit der von ihm ins Leben gerufenen evangelischen Sozialarbeit hervor.

Oberlandeskirchenrat Heinrich Kloppenburg ist seit 1953 Beauftragter der Synode Dortmund für soziologische Fragen, stellvertretender Vorsitzender des Kuratoriums der Friedrich-Ebert-Stiftung und Mitglied der Kommission der Kirchen für Internationale Angelegenheiten des Ökumenischen Rates der Kirchen. Oberlandeskirchenrat Kloppenburg erhielt anlässlich seines 60. Geburtstages den theologischen Ehrendoktor des Eden Theological Seminary, Webster Groves, Missouri (USA), und 1963 den Ehrendoktor der theologischen Comenius-Fakultät der Universität Prag, und für seine Verdienste um die weltweite ökumenische Bewegung der Kirche erhielt er vom russischen Patriarchen Alexef den Orden des heiligen Wladimir, jenes Heiligen, der das Christentum in Rußland eingeführt hat.

Wilm (vgl. Heft 5/1963 von WERK UND WIR: Gedenkstunde in der Bittermark) und Kloppenburg haben in den Jahren des Nationalsozialismus als Vorkämpfer im Kirchenkampf der Bekennenden Kirche das Panier des Glaubens hochgehalten und vielerlei Verfolgungen erduldet. Darum wiegt ihr Wort zum Thema des Kirchentages doppelt.

MIT KONFLIKTEN LEBEN



Was haben wir damit zu tun?



Präses D. Wilm

So werden manche fragen, nicht nur manche, die anderswo wohnen, auch manche, die in Dortmund wohnen. Was haben wir mit dem Evangelischen Kirchentag in Dortmund zutun? Das ist doch eine Angelegenheit der Kirche.

Sie hat ihn eingerichtet; nun mag sie auch sehen, wie sie damit fertig wird. Und wenn es auch nicht nur wir Pastoren sind, die den Kirchentag machen, dann sind es jedenfalls die „Frommen“ und die Kirchgänger und die, die immer so viel davon reden, daß sie Christen sind. Ich werde mir – so sagt der eine oder andere – das vielleicht mal ansehen, ob wirklich so viele Menschen zu den Hallen und Zelten am Westfalenpark kommen, aber sonst habe ich mit dem Kirchentag nicht viel zu tun.

Ja, so sagen wir und bilden uns vielleicht noch etwas darauf ein, daß wir über den Kirchentag, diesen „evangelisch-christlichen Betrieb“ so erhaben sind. Ja, als die siegreiche Borussia-Mannschaft, der Deutsche Fußballmeister, nach Dortmund zurückkam, da waren wir auch dabei oder wären doch gern dabei gewesen. Aber beim Kirchentag? Dafür haben wir nicht so viel Interesse!

Aber jetzt muß ich doch mal fragen: Geht uns das wirklich nichts an, daß der 11. Deutsche Evangelische Kirchentag in Dortmund stattfindet? Das gibt doch diesem Kirchentag ein Gesicht, das ihn auch für uns zu einer Sache macht, an der man nicht einfach vorbeigehen kann. Sie werden fragen: Was denn für ein Gesicht? Und werden bei dieser Frage immer noch sehr zurückhaltend sein. Denn Sie wollen sich ja nicht so leicht überreden lassen. Das sollen Sie auch gar nicht. Aber lassen Sie mich mal versuchen, ein paar Züge des Gesichtes des Dortmunder Kirchentages zu zeichnen:

Ein ausgesprochenes Alltagsgesicht

Er gerät nämlich mitten in die Welt der Arbeit hinein, mitten in die industrielle Gesellschaft, mitten in die alltägliche Existenz der Menschen im Ruhrgebiet. Und das will der Kirchentag gerade. Er will keine Reihe von vier Feiertagen sein, an denen man den Alltag vergessen soll und an denen der Dunst der Zechen und Hütten eine Zeitlang von Kirchenfahnen verdeckt und der Lärm der Hämmer und Walzenstraßen durch Posaunen und Glocken übertönt wird. Nein, der Kirchentag will die Fragen stellen, die aus unserer ganz alltäglichen Situation kommen. Er will ganz nüchtern fragen: Wie paßt unser Leben, wie wir es Tag für Tag leben, zusammen mit

Gott, Glaube, Jesus, Bibel, Kirche? Was bedeutet das: ein Christ sein in dieser wirklichen Welt? Was heißt da überhaupt Mensch sein und Mitmenschen haben heute und jetzt und hier? Weil so gefragt werden muß, darum ist es gut, daß der Kirchentag nach Dortmund kommt. Aber darum geht er uns auch etwas an. Wir müssen nur zusammen nach der Antwort suchen.

Kein billiger Kirchentag

Haben Sie schon die Losung dieses Kirchentages gelesen oder gehört? Sie heißt: „Mit Konflikten leben!“ Merken Sie, daß da keine billigen Antworten gegeben werden sollen und daß da nicht mit einer schnellen „christlichen“ Parole über die Tiefen und Untiefen hinweggeschlittert werden soll? Es soll auch nicht billig zusammengekittet werden, was kaputt ist. Wir haben eben erfahren, daß die Lebensfragen nicht so einfach zu lösen sind, wie wir das vielleicht gedacht haben, als wir 1945 neu wieder anfangen. Damals gewöhnten wir uns so einige Ausdrücke an, wie „good will“ oder „echte Partnerschaft“ oder „Humanität“ oder „Miteinander ins Gespräch kommen“ oder „Frieden“. Es gab dann auch solche Ausdrücke mit christlichem Einschlag. Wir haben das ehrlich gemeint, und wir haben geglaubt, damit können wir das Leben meistern. Aber wir sind inzwischen bescheidener geworden, denn wir haben gesehen, daß es doch nicht so einfach geht. Da ist schon wieder einiges Unkraut in unserem Garten gewachsen, das sich böse ausbreitet. Da sind Nöte und Dunkelheiten aufgebrochen, die mit den obengenannten, gut gemeinten Schlagworten nicht mehr aus der Welt zu schaffen sind.

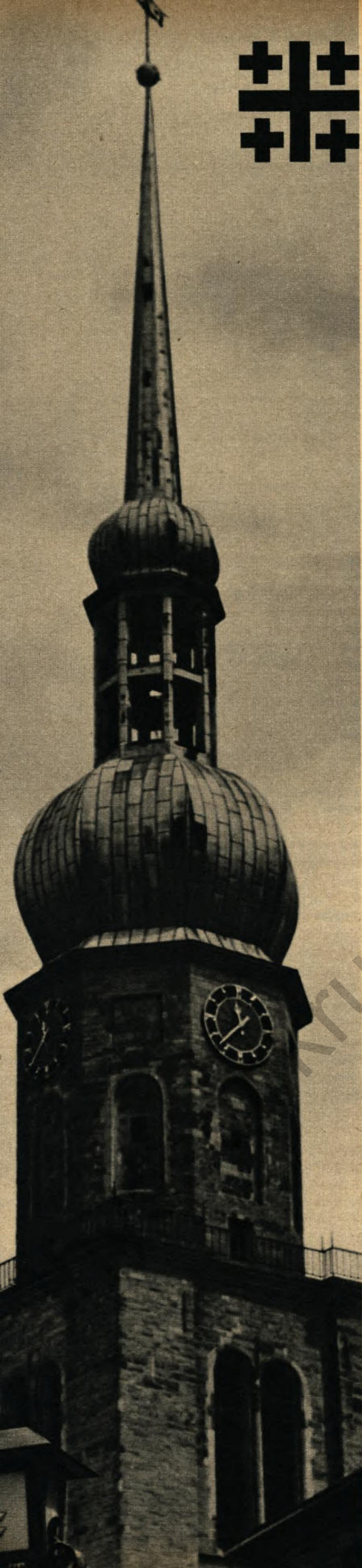
Eines aber haben wir seit 1945 festgehalten, das lassen wir uns nicht nehmen, nämlich den unbändigen Willen zu verhindern, daß wieder auseinanderfällt, was nicht auseinanderfallen darf: Mensch und Mensch, Kirche und Welt, Sonntag und Alltag, Glaube und Leben, Gott und wir. Denn Gott will nicht ohne uns sein, und wir können nicht ohne Gott sein.

Sehen Sie, darum geht es beim Evangelischen Kirchentag in Dortmund unter der Losung: „Mit Konflikten leben!“ Geht Sie das nicht doch etwas an? Geht es da nicht auch um Ihr Leben, Ihre Ehe, Ihre Kinder, Ihre Arbeit, um Ihren Staat und um Ihre Welt?

Kein „westlicher“ Kirchentag

Dazu könnte er zwar leicht werden, weil aller Voraussicht nach kein Teilnehmer aus der DDR nach Dortmund kommen kann. Das ist für uns sehr schmerzlich! Es war immer ein wunderbares Erleben, wenn wir in Berlin oder Leipzig in einer wirklichen Gemeinschaft beieinander sein konnten. Aber wenn das nun diesmal nicht geht, dann wollen wir erst recht nicht nur „unter uns“ sein, sondern wir wollen mit unseren Brüdern und Schwestern im anderen Teil Deutschlands ganz verbunden sein. Bei unserem Fragen und Reden, Singen und Beten wollen wir immer an sie denken, als wenn sie dabei wären und mit uns fragten, redeten, beteten und sangen.

Und wenn Sie nun immer noch sagen: Ich habe mit diesem Evangelischen Kirchentag in Dortmund trotzdem nicht viel zu tun, dann kann ich Ihnen nur sagen: Aber wir möchten Sie gern dabei haben, so wie Sie sind mit Ihren Zweifeln und mit Ihrer Kritik, vielleicht sogar mit Ihrem Unglauben. Denn aus Unglaube kann Glaube werden. Das bringen Sie nicht fertig, und das bringt die Kirche nicht fertig; aber Gott bringt das fertig, und Gott lebt!



D. D. E. h. Heinrich Kloppenburg:

Als Laienbewegung begonnen



Oberlandeskirchenrat
Heinrich Kloppenburg

Der Kirchentag ist entstanden als eine Laienbewegung, und seine Wurzeln liegen in der Zeit des Kampfes gegen den Nationalsozialismus. Das wird man in Dortmund mit besonderer Aufmerksamkeit hören. Dortmund hatte im Jahre 1934 die größte Laien-

versammlung des Protestantismus: Die große Westfalenhalle war gefüllt mit Menschen, die ihre Treue zum Glauben der Väter bekundeten. Das Wort „Laie“ bedarf ja sofort einer Erläuterung. Es wird meistens mißverstanden. Der Laie in der Kirche ist nicht derjenige, der im Unterschied vom Pastor der Nichtsachverständige in kirchlichen Dingen ist.

Laie sein meint im kirchlichen Zusammenhang, Glied des Volkes Gottes zu sein, zu der Gruppe von Menschen zu gehören, die das, was sie aus dem Wort Gottes über den Menschen hören, nun in der Praxis des Alltages anwenden und bewahren möchten. Es ist viel leichter, eine Predigt zu machen, als herauszufinden, was denn nun – von Gott her gesehen – das rechte Tun im Leben meiner Familie, unter meinen Arbeitskollegen, im wirtschaftlichen und im politischen Bereich ist. Ein Glaube, der mir nicht hilft, die Aufgaben des täglichen Lebens zu meistern, ist kein rechter Glaube. Das Christentum ist nicht eine Theorie über das Leben, über deren Wahrheit man theoretisch diskutieren kann, sondern es ist entweder eine echte Lebenshilfe, die uns aus Ängsten und Nöten, Verklemmungen, Haßgefühlen und ähnlichen Einstellungen befreit und zu einem von innen her zur Ruhe, zur Gelassenheit, zur Freudigkeit, zur Aktivität bestimmten Leben führt, oder es ist nichts wert. Der Glaube der Christen bezieht sich nicht einfach nur auf seelische Bereiche, sondern er ermuntert zum Handeln, er verpflichtet zum Eintreten für die Dinge, ohne die der Mensch nicht leben kann: Gerechtigkeit, Friede, Freiheit, für den einzelnen und für die Gesellschaft.

Soziale Frage im Vordergrund

Mit all diesen Dingen haben sich in den letzten Jahren die evangelischen Kirchentage beschäftigt. In einer Frage, die durch die Prozesse der

Gegenwart uns immer wieder bedrückend auf die Seele fällt, der Frage nach unserer Schuld gegenüber Israel, hat der Kirchentag das beste und klarste Zeugnis abgelegt und Brücken bauen helfen über die Abgründe, die durch Schuld und Verbrechen aufgerissen waren. In der sozialen Frage, die zu Beginn des vorigen Jahrhunderts tiefe Klüfte in unserem Volk aufriß, hat der Kirchentag die Frage nach dem Eigentum, die Frage nach dem Recht des arbeitenden Menschen, die Frage nach der Wirtschaftsordnung immer wieder aufgegriffen.

Das Thema für 1963

In diesem Jahr heißt das Thema des Kirchentages: Mit Konflikten leben!

Das ist ein etwas seltsamer Titel, der als Gesamtüberschrift über den Vorträgen und Aussprachen der großen Zusammenkünfte, denen wir entgegengehen, steht. Mancher hat gefragt: Gibt es kein zugkräftigeres Wort? Aber ist nicht unsere Zeit eine Epoche der Menschheitsgeschichte, in der wir tatsächlich durch die großen ungelösten Konflikte innerhalb der Menschheit stärker bestimmt sind als durch alles andere? Wir wissen: Über die Hälfte der Menschheit hungert.

Koexistenz als bittere Rivalität

Wir wissen, die Völker sind voneinander getrennt durch die tiefen Gräben zwischen den politischen Blöcken. Wir wissen, daß auch die Koexistenz die bittere Rivalität zwischen verschiedenen Gesellschaftsordnungen nicht aufheben kann. Wir können diese Fragen nicht von heute auf morgen lösen, sie begleiten uns Tag und Nacht. Aber irgendwie müssen wir leben; und wir müssen nicht nur so leben, daß wir die Ereignisse der Umwelt einfach hinnehmen, sondern wir sind gefragt, wie denn überhaupt eines Tages die Konflikte lösbar sein könnten. Was ist es um dieses merkwürdige Wesen Mensch, dem alle Güter dieser Erde zur Verfügung stehen und der sie doch mehr zur Zerstörung als zur Freude und zum Leben verwendet?

Was gilt heute?

Ein früherer Kirchentag stand unter dem Thema „Rettet den Menschen!“ Ein anderer unter dem Thema „Wir sind doch Brüder!“ Gilt das auch heute? Gilt das auch in den Spannungen zwischen Ost und West in unserem eigenen Lande? Gilt das für den Nachbarn, mit dem wir verfeindet sind, und gilt das für den fernen Chinesen, dessen Land uns so viel Rätsel aufgibt? Wer ist dieser Mensch, der trotz der Konflikte das Leben bejaht, der die Konflikte, den Streit und den Krieg nicht als das Letzte ansieht, das über uns verhängt ist, sondern der weiß, daß alle diese Dinge uns gegeben sind, damit wir sie überwinden und aus der Kraft des Glaubens den Haß durch die Liebe, die Feindschaft durch die Vergebung, die Fremdheit durch das Verstehen des anderen überwinden können?

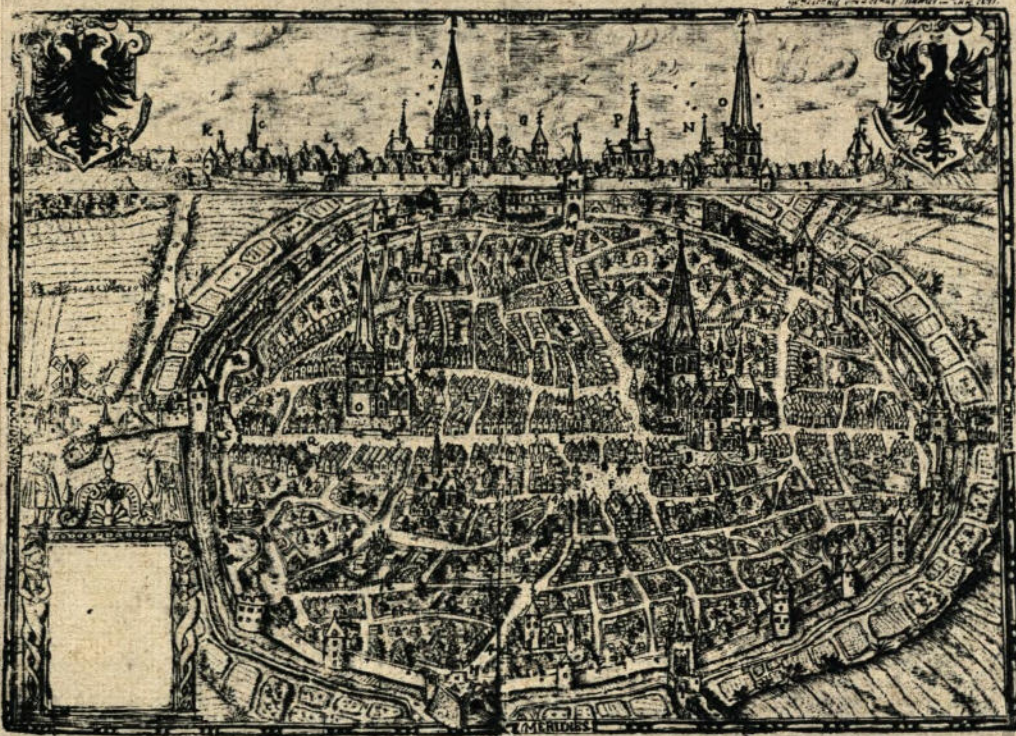
Das alles sind keine theoretischen Fragen, das sind Fragen unserer täglichen Praxis. Seht euch das Programm des Kirchentages an und geht dahin, wo es euch am heißesten auf den Nägeln brennt. Ihr bekommt keine Rezepte vom Kirchentag, aber Ihr werdet aufgerufen, mitzudenken und mitzuhelfen. Wer wollte das nicht versuchen?

Das Programm für 1963

Der Kirchentag in Dortmund ist der 11. seiner Art in vierzehn Jahren und der zweite im Ruhr-

◀ Im Zentrum der Stadt: der Turm der Reinoldikirche, ein Wahrzeichen Dortmunds. (Siehe auch den Beitrag auf Seite 272)

Dortmund und seine Kirchen



Zu einer Stadtansicht vom Jahre 1611

Im Jahre 1611 lebte in Dortmund ein Mann namens Detmar Mülher, der nicht nur ein Chronist war, der uns die Geschichte seiner Vaterstadt mit der Feder überliefert hat, sondern der diese Stadt liebte und obgleich ihm der Zeichenstift schwer in der Hand lag, sich die Mühe gemacht hat, uns ihr Aussehen im Bilde zu erhalten.

Die türmreiche Silhouette des alten Stiches zeigt die gewaltigen Turmriesen von Sankt Reinoldi (A) und Sankt Petri (O). Der Reinolditurm, der mit 112 Metern Höhe als höchster in Westfalen der Stolz der Stadt war, hat noch die Gestalt der mächtigen Turmpyramide. Neben ihm erscheinen die beiden Zwillingtürme der Marienkirche (B) zwergenhaft klein, aber sie waren damals noch beide erhalten, während wir heute nur noch einen Turm kennen. Alle anderen Türme und Dachreiter ordnen sich den beiden beherrschenden Turmhelmen unter. Die meisten von ihnen sind heute nicht mehr vorhanden.

Wenn wir mit ihrer Betrachtung im Osten, also links im Bild beginnen, so ist bei dem Buchstaben C die Franziskanerkirche mit dem Dachreiter sichtbar. Für diese Kirche wurde aus Antwerpen der große goldene Schnitzaltar erworben, der sich heute in der Petrikirche befindet. Die Kirche selbst verschwand mit dem Kloster zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Um die gleiche Zeit wurde auch die Nicolaikirche (G) niedergelegt, die ihren Platz an der Einmündung der Nicolaistraße in die heutige Hansastraße hatte. Der Buchstabe P bezeichnet die noch heute stehende Propsteikirche. Ihr Dachreiter hat zwar mehrfach ge-

wechselt, und im letzten Krieg erlitt die Kirche schwere Schäden. Ihre Wiederherstellung steht bevor. Weiterhin nach rechts ist bei dem Buchstaben N ein kleiner Dachreiter sichtbar, der zu der Kapelle des Sankt-Katharinen-Klosters gehörte. In diesem Stift lebten Nonnen des Praemonstratenserordens, Reste der Stiftsgebäude haben sich bis 1945 erhalten. Den Abschluß nach Westen bezeichnet dann die Petrikirche. Auch sie hat viele Schicksale erlitten. Der hohe spitze Turmhelm ist 1752 eingestürzt. Mehr als hundert Jahre vergingen, bis der uns noch vertraute Helm entstand, der im zweiten Weltkrieg zerstört wurde.

Jede der vier alten Kirchen der Reichsstadt Dortmund enthält bedeutende Kunstwerke. An Kostbarkeit übertrifft der Marienaltar des Conrad von Soest (um 1420) alles, was in dieser Zeit gemalt worden ist – siehe WERK UND WIR Heft 8/1961. Die Propsteikirche bewahrt noch heute den Hochaltar, den Derick Baegert aus Wesel um das Jahr 1480 für diese Stelle geschaffen hat. Es ist ein eindrucksvolles Werk, das als größter gemalter Flügelaltar der deutschen Kunst gilt. Bis zur Wiederherstellung der Kirche ist er im Dortmunder Museum in Schloß Capenberg zu sehen.

Neben diesem Hauptwerk steht als große bildhauerische Leistung der Altar der Reinoldikirche, eine flämische Arbeit aus dem Jahre 1420. Die mächtigen Figuren des heiligen Reinoldus und Karls des Großen in der Reinoldikirche sind ebenso wie die reichen Schnitzereien an den Chorgestühlen beider Kirchen schöne Leistungen alter Bildhauerkunst in Dortmund. Überall ergänzen andere Skulpturen und bronzene Adlerpulte, Taufsteine und Leuchter das Bild und geben trotz aller Verluste noch heute eine Vorstellung von dem reichen künstlerischen Schmuck der alten Kirchen Dortmunds. Dr. Rolf Fritz

gebiet. Seit 1949 dienten alle Kirchentage dem Ziel, evangelische Christen deutscher Sprache in einem mehrtägigen Treffen zu vereinen, damit sie sich gemeinsam besinnen und die Fragen unserer Zeit durchdenken und daraus für ihr Leben und das Leben ihrer Mitmenschen wegweisende Gedanken mitzunehmen. Jeder einzelne Kirchentag in der Vergangenheit hatte seine eigene Art und diente einem zeitgebundenen Thema. Auch der Kirchentag in Dortmund soll versuchen, aus den bewegenden Kräften unserer Zeit diese Themen als Diskussionsgrundlagen zu finden. In den Tagen vom Mittwoch, 24. Juli, bis Sonntag, 28. Juli, werden drei große Themengruppen in Vorträgen und Aussprachen behandelt:

„Isoliert in der Welt“,

„Organisiert in der Welt“ und

„Gehalten in der Welt“.

Der Eröffnungsabend gilt dem Thema „Aufbruch ins Revier“ (wir freuen uns, daß der Titel unserer Jahresgabe 1962 dieses Thema anregte, die Red.) und wird die heutige Struktur des großen Schmelztiegels Ruhrgebiet behandeln und deuten.

Zum Leitthema „Mit Konflikten leben“ hieß es im Vorbereitungsheft:

Städte der Kirchentage und deren Leitworte



*) Der Kirchentag, der in Erfurt stattfinden sollte, mußte abgesagt werden. Ersatzweise wurden dafür in Ost- und Westdeutschland Kirchentagskongresse durchgeführt

„Wir suchen den Konflikten zu entfliehen oder sie zu lösen. Beides gelingt nur unvollkommen. Wir können die Augen verschließen vor dem, was um uns her geschieht, und wir können uns zurückziehen aus den Zonen der Auseinandersetzung. Aber dann werden wir zu Träumern, die die Wirklichkeit nicht wahrhaben wollen, oder zu Egoisten, die auf Kosten anderer die eigene Ruhe pflegen. Und immer gehen unsere persönlichen Konflikte mit uns. Lösen können wir manches, aber nicht alles. Auf politischem und sozialem Gebiet ist eine vielleicht glücklich erreichte Lösung nicht selten der Anfang neuen Streites auf einer anderen Ebene. Auch die Christen haben in gutem Glauben immer wieder einmal eine dieser Möglichkeiten versucht. Dann haben sie sich aus der Welt zurückgezogen, so gut oder so schlecht das eben gehen wollte. Damit haben sie die Welt sich selbst überlassen und auf diese Weise praktisch die jeweils stärkere oder brutalere Partei unterstützt, wo in Wirklichkeit Widerstand geboten gewesen wäre. Oder sie haben aus christlichem Geist eine Lösung versucht. Dann gerieten sie leicht in Gefahr, die Welt christlich beherrschen zu wollen. Rückzug aus der Welt und Beherrschung der Welt im kleinen oder im großen sind heute wie einst Versuchungen, die gerade den Christen in Konflikt mit seinem eigenen Glauben bringen.“

Zwei Vortragsthemen, die am Freitag, 26. Juli, dem Leitgedanken des Tages „Organisiert in der Welt“ dienen, tragen die Titel „Organisiert und doch unzufrieden“ und „Ist unsere soziale Sicherung sozial?“. Mit diesen Themen wird der Deutsche Evangelische Kirchentag 1963 mitten hinein in die brennend aktuellen Fragen unseres gegenwärtigen Daseins dringen. Dieses „Mit Konflikten leben“ soll nicht bedeuten, daß man einfach so weiterleben darf und dabei die Konflikte immerfort mit sich herumschleppt. Das Wort „Leben“ soll hier den besonderen Ton des Evangeliums im Sinne der Verheißung gewinnen: „Wer an mich glaubt, der wird leben.“ In diesem „Leben“ ist die Wirklichkeit und Gegenwart Jesu Christi. Das Wort Konflikt schließt auch unmittelbar die Frage ein, ob der 11. Kirchentag noch ein gesamtdeutscher Kirchentag sein kann. Präses Wilm bejahte das, obwohl er gleichzeitig daran erinnert, daß diesmal die evangelischen Christen aus der Sowjetzone keine Chance hätten, dabei zu sein. Der Präsident des Kirchentages führte zu diesem Gedanken aus: „An die Stelle persönlicher Begegnung werden oftmals nur noch fürbittende Gedanken treten können, und wir werden versuchen müssen, stellvertretend für die, die nicht dabei sein können, die Dinge zu bedenken, die alle angehen, ernsthafte Fragen zu stellen und gewichtige Antworten zu empfangen.“

Mahnender Stacheldrahtkranz

Ein sinnvolles Zeichen dieser Verbundenheit ist der Stacheldrahtkranz auf dem roten Plakat des Dortmunder Kirchentages, der in zeitbezogener Form die Dornenkrone des Erlösers symbolisiert und gleichzeitig an die erregende Wirklichkeit einer geteilten Welt und einer von äußeren Spannungen bedrohten Kirche erinnert. Mit dem Stacheldrahtzeichen wird angedeutet, daß die Losung des Dortmunder Kirchentages auch ihre gesamtdeutsche Bedeutung hat.

Über hundert Diskussionsgruppen

Im weiteren Umkreis der Westfalenhalle werden neben den Großveranstaltungen in den einzelnen Stadtgemeinden kleinere Diskussionsgruppen die Themen erörtern, und zwar werden in etwa hundert Diskussionsräumen jeweils hundert und zweihundert Gesprächspartner im Bereich von Groß-Dortmund miteinander reden. Kirchentags-Generalsekretär Dr. Hans Hermann Walz betonte in einem Interview, kritische Menschen hätten ihren Platz auf dem Kirchentag, der sie nicht nur als Teilnehmer, sondern als Redner und Mitwirkende aufrufe; denn der Kirchentag soll in das Leben von Familien und Berufsgruppen hinein Einsichten und neue Leitgedanken ausstrahlen.

Hannover 1949: Kirchen in Bewegung



Essen 1950: Rettet den Menschen!



Berlin 1951: Wir sind doch Brüder
1961: Ich bin bei Euch



Stuttgart 1952: Wählt das Leben!



Hamburg 1953: Werfet Euer Vertrauen nicht weg!



Leipzig 1954: Seid fröhlich in der Hoffnung!



Frankfurt / M 1956: Lasset Euch versöhnen mit Gott!



Erfurt 1957*



München 1959: Ihr sollt sein Volk sein!



creatura

Ausstellung zum Dortmunder Kirchentag

Als erste der kulturellen Rahmenveranstaltungen des 11. Deutschen Evangelischen Kirchentages Dortmund 1963 wurde im Museum am Ostwall die Ausstellung „creatura“ eröffnet, die vom 27. Juni bis 11. August gezeigt wird. Creatura: das bedeutet Lebewesen; creator ist der Schöpfer. So sprach auch der Präsident des Dortmunder Kirchentages, D. Dr. Reinold von Thadden-Trieglaff, zum Auftakt der Eröffnungsfeier davon, diese Ausstellung solle ein Spiegel der Schöpfung Gottes sein und die Aufgabe erfüllen, der Menschheit zum Bewußtsein zu bringen, wer die Welt erschaffen habe. Dr. h. c. Willy Ochel dankte für den Vorbereitenden Ausschuß allen, die zum Gelingen dieser eindrucksvollen Ausstellung beigetragen haben, vor allem der Museumsdirektorin

Dr. Leonie Reygers, die es verstanden habe, dem „Kirchentag des Alltags“ für Geist und Herz einen nachdenklichen Beitrag hinzuzufügen. Dortmunds Oberbürgermeister, Dietrich Keuning, griff diesen Gedanken auf, nannte die „creatura“ den Auftakt des Kirchentages und sagte: „Zugleich mit dieser Ausstellung soll etwas eröffnet werden, das entscheidender Mitträger des Kirchentages ist: das Herz; denn in ihm wird die Liebe zu aller Kreatur geweckt.“

Professor Dr. Dr. Bernhard Rensch, Direktor des Zoologischen Instituts der Universität Münster, ging in seinem Vortrag der schöpferisch künstlerischen Vielfalt von Tierdarstellungen nach.

Die Direktorin des Dortmunder Museums am Ostwall, Dr. Leonie Reygers, schrieb für unsere Leser den nachstehenden Beitrag über die Ausstellung:

Auf der weiten Rasenfläche des Museums am Ostwall erhebt Orpheus, der Sohn Apolls, die Leier, die seinen göttlichen Gesang begleitet, als er die wilden Tiere zähmte und Bäume und ganze Wälder nach sich zog, verzaubert wandelnd! Diese Figur des französischen Bildhauers Zadkine versinnbildlicht jene vorchristliche Welt, aus der so viel an Leben und tief Sinnvollem in das Christentum eingegangen ist. Die Welt des Kreatürlichen war dem Menschen immer nahe, nah und fremd zugleich, weil wir ihr verbunden und doch von ihr getrennt sind – der heilen Welt des Paradieses, dem brüderlichen Miteinander von Mensch und Kreatur entückt in eine heillose, eine dämonisierte Welt.

Die Tiere in der verwandelten Welt

Die Künstler, die sensibelsten aller Menschen, haben das zerstörte Menschenbild von heute wiedererkannt im Spiegel der Nöte und Ängste, die unser Mitgeschöpf, das Tierwesen, in einer verwandelten Welt erleiden muß. So erscheint, wie Adolf Portmann, der Baseler Biologe, in seiner Einführung beschreibt, das Mechanische des starr gegliederten Insektenleibes fast wie ein Sieg der mechanischen Technik auch im Lebendigen und fördert tragische Zukunftsvisionen von der Übermacht eines Staatsprinzips, wie es die Kerbtiere verwirklichen: in dem

das Ganze alles, das Individuum nur austauschbares Glied ist. Beklemmend sehen wir diese Möglichkeiten in den faszinierenden Insektentieren des Franzosen César und der Holländer Jaap Mooy und Aart van den Ijssel, in den eisenen Schalentieren, Raupen und Käfern des Deutschen Reichhold oder den Bestien und Vogeltieren der Engländer Chadwick und Meadows. Daneben erscheint uns die reine Stromlinienform des Fisches, die Fluggestalt des Vogels und auch Rennpferd und Windhund in der geschmeidigen Eleganz ihrer schnellen Bewegungen weniger unheimlich und fast so vertraut wie das alte Wissen, daß der Vogelflügel unserem Arm entspricht und zugleich der Brustflosse des Fisches.

Dies ist die beruhigte Welt, in der unter anderem die deutschen Bildhauer Philipp Harth und Gerhard Marcks und Ewald Mataré zu Hause sind, die uns das Wesen der Kreatur in streng vereinfachten, gegenständlich aber unmittelbar verständlichen Formen eindringlich vor Augen führen. Vom gegenständlichen Abbild führt diese Ausstellung über zahlreiche Zwischenstufen zur abstrahierenden (gegenstandslosen) Form, wie sie zum Beispiel das großartige „Ich der Adler“ des jüngst verstorbenen Haizmann oder die Vogelform von Hartung und die Vogelblattgebilde von Hans Arp zeigen.

Nebeneinander lassen sich die vielfältigen

Kunstformen vergleichen in den Räumen, die einer einzelnen Tierart gewidmet sind, in dem Raum der Pferde oder der Katzen, in dem der Insekten, von dem schon die Rede war. Auch den Chimären ist ihr Platz angewiesen, jenen Tiergebilden, die der Phantasie des Mittelalters entsprangen und vor allem als Wasserspeier auf den Dächern der Dome ihr Unwesen trieben – um in der modernen Kunst Auferstehung zu feiern! Als menschliche Mischwesen erscheinen Sirene und Zentaur mit Fisch- und Pferdeleib und auch der Faun mit seinen Bockshörnern, der ihn als beiden Welten angehörig ausweist. Es ist eine erregende Welt vielfacher Wesen, die uns hier umdrängt und Aufmerksamkeit und oft mehr als das, unsere ganze Anteilnahme und tiefe Nachdenklichkeit beansprucht.

94 Künstler aus sechs Ländern

Aus sechs Ländern haben 94 Künstler 175 Tierplastiken nach Dortmund gesandt, die den Besuchern des 11. Deutschen Evangelischen Kirchentages und vielen anderen vor Augen führen sollen, daß hier nicht nur eine Welt künstlerischer Freuden, sondern auch eine Aufgabe wartet, die der Mensch – und der Christ zumal – als eine heilsame bestehen muß.

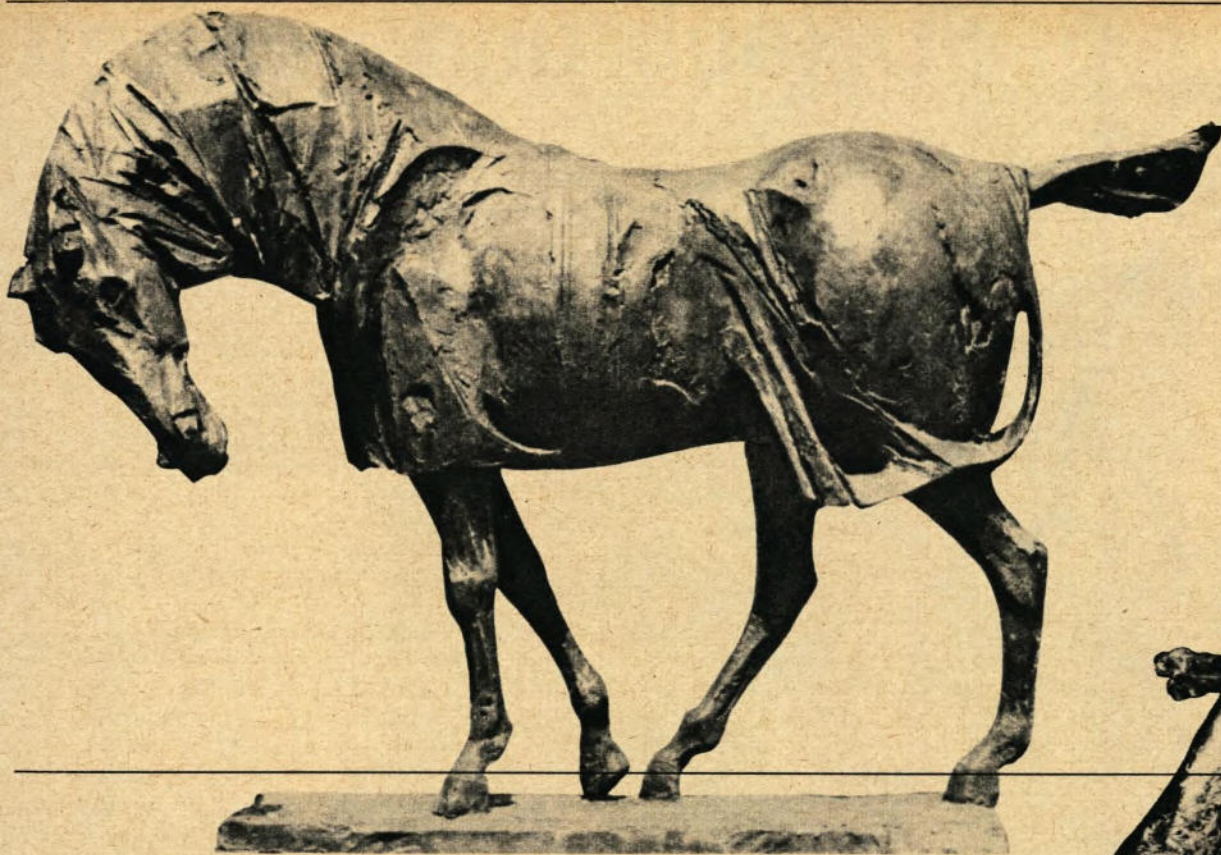
Dr. Leonie Reygers



▲ Henry Moore: „Tierkopf“ (1957).
Der 1898 in England geborene
Bergmannssohn Henry Moore wurde 1948
mit dem Internationalen Bildhauerpreis



► Pablo Picassos „Eulen-Vase“
vom Jahre 1957 gehört zu den
eindrucksvollen Tierkeramiken des 1881
in Malaga geborenen bedeutenden



◀ Emilio Stanzani: „Pferd“ (1955–1961). Der 1906 in Zürich geborene und im Böcklin-Atelier in Zürich als Bildhauer ausgebildete Künstler schuf diese Pferdestudie



▼ Luciano Minguzzi: „Hahn“ (1953). Der Künstler, der 1911 als Sohn eines Bildhauers in Bologna geboren ist, studierte an der Kunstakademie seiner Heimatstadt und lehrt heute Bildhauerei an der Accademia di Brera in Mailand



◀ André Beaudin: „Pferd“ (1937). Der französische Künstler (geboren 1895) studierte von 1911 bis 1915 an der Kunstschule Paris. Gerade dieses Werk weist ihn als einen ausdrucksvollen Vertreter der modernen Kunst aus



► Toni Stadler: „Stehender Hund“ (1950–1951). Der 1888 in München geborene Künstler wirkt seit 1946 als Professor an der Kunstakademie in München

Urlaub und Freizeit



Zu Beginn der Hauptreisezeit sollten wir uns darüber unterhalten, wie man seinen Urlaub oder die Freizeit richtig verbringt. WERK UND WIR hat im nachstehenden Aufsatz die wesentlichen Urlaubsprobleme nach Gesprächen mit Ärzten geschildert.

Nutzen wir unseren Urlaub, unsere Freizeit richtig? Der Jahrespause und dem verlängerten Wochenende gelten in zunehmendem Ausmaß die Sorgen der Ärzte. Aus dem Umgang mit ihren Patienten, aus immer wiederkehrenden Vorfällen in der Praxis sind sie zu der Ansicht gelangt, daß es viele Menschen unserer modernen Arbeitswelt, und zwar in überwiegender Zahl, nicht verstehen, ihre freie Zeit sinnvoll zu nutzen und auf rechte Art neue Kräfte zu schöpfen für die Weiterarbeit nach den Pausen. Die Ärzte sprechen geradezu von Wochenend- und Urlaubssündern und meinen damit jene, die sich falsch verhalten, sich strapazieren und damit gegen den Sinn der Freizeit überhaupt handeln. Dazu gehören die Kilometerrasereien an Wochenenden mit dem nervenaufreibenden, stundenlangen Kolonnenfahren in benzin- und dieselverpesteter Luft auf Autobahnen und überfüllten Bundesstraßen. Die Ausflugsfahrten führen zu ihrem Teil die Montagskrisen an den Arbeitsplätzen herbei: Nervosität, Abgespanntheit und gereizte Stimmung. Die Häufigkeit von Herzinfarkten an Montagen sind gerade das Gegenteil, was wir als Ergebnis vom verlängerten Wochenende erwarten sollten!

Die Wissenschaft vom Fremdenverkehr

Seit zehn Jahren befassen sich deutsche Universitäts-Institute in Frankfurt und München mit der Wissenschaft vom Fremdenverkehr. Drei wissenschaftliche Institute in Österreich und in der Schweiz dienen den gleichen Aufgaben schon länger. Seit Anfang 1963 tritt in München der „Studienkreis für Tourismus“ mit dem Ziel auf, die heutigen Gewohnheiten der

◀ *Leider ist dieses Bild auf deutschen Straßen seltener geworden: Wandersleute mit Rucksack und festen Stiefeln, die sich nicht umsehen und Daumenzeichen geben, wenn sich ein Fahrzeug nähert, sondern froh und guter Dinge zu Fuß gehen wollen. Diese Wanderer in den Allgäuer Bergen bei Oberstdorf verlassen vielleicht schon bald die Straße, um eine Bergtour anzutreten*

-aber richtig

Urlauber zu erforschen. Die Wissenschaftler vertreten den Standpunkt, daß es notwendig ist, von der medizinischen und von der aufklärend erzieherischen Seite her auf ein vernünftiges Urlaubsdenken und ein richtiges Urlaubsplanen hinzuwirken, nämlich darauf, daß jeder für sich den für ihn zutreffenden Ausgleich von der Arbeit der Woche oder eines ganzen Arbeitsjahres suchen und finden muß. Der Stahlwerker oder der Bergmann brauchen einen anderen Verlauf ihrer Urlaubstage oder Freizeiten wie der im Büro arbeitende Mensch. Jeder Beruf, jede Tätigkeit erfordert einen anderen Ausgleich, um neue Kräfte zu gewinnen. Da noch die Faktoren verschiedenartiger Konstitutionen der einzelnen Menschen hinzukommen, so haben gerade Ärzte und Psychologen hier ein weites Feld vor sich, um individuell für jeden Typ die richtige Urlaubsart zu verschreiben.

Wir sind keine idealen Urlauber

Es ist ein offenes Geheimnis, daß wir heute weit davon entfernt sind, ideale Urlauber zu sein. Das Sozialprestige „man muß doch mal auf Mallorca, in Rom und in Venedig gewesen sein“ – und die Sucht, möglichst viel in den Ferientagen zu sehen und zu erleben, sind schuld an diesem leidigen Zustand. Das lautstarke Angebot massentouristischer Urlaubsreisen mit Flugzeug, Schiff oder Omnibus erweist sich immer wieder zugkräftiger als der gute Rat des erfahrenen Arztes, der davon überzeugt ist, daß gerade diese oder jene Reise für seinen Patienten völlig unangebracht ist und seiner gesundheitlichen Verfassung widerspricht. Eigentlich sind es immer wieder die gleichen Fehler, die bei den Urlaubern zu verzeichnen sind und aus falschem Ehrgeiz, etwa übergroßer Sonnenbräune, geradezu gesundheitliche Nachteile herbeiführen. Nennen wir nur mal Ernährungssünder, Alkoholmißbraucher, strapaziöse Wanderer oder waghalsige Schwimmer, da haben wir es schon mit einem großen Kreis derer zu tun, die übertreiben und damit im Urlaub ihrer Gesundheit mehr schaden als nützen, ja sogar ihr Leben aufs Spiel setzen.

Ein Hoesch-Werksarzt spricht

Der Chefarzt des Gesundheitshauses der Westfalenhütte, Dr. Willi Klausch, Dortmund,

macht noch auf einige andere Punkte aufmerksam, wenn er zu unserem Thema ausführt: „Die eindrucksvollen Fortschritte der Technik wirken sich ohne jeden Zweifel auch negativ auf den Menschen aus. Jeder einzelne von uns ist eingespannt in den von der Technik gnadenlos diktierten Tagesablauf und die von ihr geformten Lebensumstände. Ein Teil des Gewinns, der für den Menschen mit dem Rückgang an körperlicher Arbeit und verkürzter Arbeitszeit entstanden ist, geht aus dem Grund wieder verloren, weil der Mensch in seiner ganzen körperlichen und seelischen Anlage einfach nicht für die modernen Arbeitsweisen eingerichtet ist. Negative Einflüsse dehnen sich auch bis in die Freizeit und das private Leben aus. So brauchen wir uns gar nicht darüber zu wundern, daß trotz allen technischen Fortschritts die allgemeine Abgespanntheit und Erholungsbedürftigkeit eher gewachsen, als geringer geworden ist. Wenn wir die Ursachen dafür klar erkannt haben, so läßt diese Erkenntnis es zu, daß wir unseren Urlaub sinnvoll nutzen. Es gilt wenigstens in dieser Zeit sich abzusetzen vom Lärm und der Betriebsamkeit der Städte, der ruhelosen Straßen. Es gilt – und das ist ganz besonders wichtig – sich zu lösen von der Dauerberieselung durch Radio und Fernsehen, von den Massenveranstaltungen im Sport und von dem reichen Angebot der Vergnügungsindustrie. Nur in der Stille und Erhabenheit der Natur kann man wieder zu sich selbst kommen. Von diesem Standpunkt aus gesehen ist der Erholungswert der organisierten Massentouristik und das Verbringen des Urlaubs auf überfüllten Campingplätzen sehr skeptisch zu beurteilen. Es ist in seiner negativen Auswirkung gleichgültig, ob ich den Rummel und Massenbetrieb hier oder tausend Kilometer südlicher oder westlicher erlebe. Es kommt auch nicht darauf an, wieviel Kilometer ich zurückgelegt habe. Wieviel von der Erholung

geht allein wieder verloren durch viele Stunden der Fahrt auf überfüllten Straßen und in vollgepackten Bahnen.

Mein Vorschlag“, so betonte Dr. Klausch abschließend, „lautet daher, einmal wieder, fern von den großen Städten mit ihrem nächtlichen Blendwerk, in der heilsamen Stille der Natur entdecken, daß es noch Sterne am Himmel gibt. Das Auto darf uns zwar an diesen Ort bringen, und auch wieder zurückholen, auch einmal in eine benachbarte, kleine unversehrte Stadt führen, von denen es auch in Deutschland noch viele und malerische gibt. Unser Urlaubsglück und unsere Gesundheit aber wollen wir uns mit unseren Beinen erlaufen.“

Fassen wir zusammen, so können wir sagen, daß jeder sein Urlaubsglück selbst finden und dabei berücksichtigen muß, was seiner Gesundheit am zuträglichsten ist. Urlaubstage in Deutschland, in der näheren Heimat im Sauerland, am Rhein oder am Weserstrand sind für viele Menschen erholender als die in der Glutitze des Südens an überfüllten Sandstränden. Und wenn es bei uns mal regnet, nun der Schlat oder das besinnliche Gespräch im Dorfkrug gehören auch zum Urlaub und sind Heilfaktoren, wie sie nicht besser erdacht werden können.

Im nächsten Heft beschäftigen wir uns mit weiteren Antworten zum Thema „Urlaub und Freizeit – aber richtig“.

▼ Dieser Anblick des Kolonnenfahrens auf der Autobahn ist für jeden Kraftfahrer ein Alptraum. Sechs bis zehn Kilometer lang sind an Wochenenden und jetzt in der Hauptreisezeit die Schlangen von Kraftfahrzeugen, die sich besonders bei den zahlreichen Baustellen auf den Autobahnen Köln–Frankfurt und Essen–Hannover bilden. Man vergeudet mit langen Fahrten auf überfüllten Straßen bereits seine Freizeit und schadet damit seiner Gesundheit



Dr.-Ing. Toni Wimmer 70 Jahre alt



Am 17. Juli 1963 feierte Dr.-Ing. Toni Wimmer seinen 70. Geburtstag. An diesem Tage gedachten seiner viele Freunde, Kollegen und Mitarbeiter, die ihm persönlich und dienstlich über die Jahre hin verbunden waren und sich bei diesem Anlaß seines vielseitigen und erfolgreichen Schaffens nicht weniger erinnerten als seiner offenen, frohen und kameradschaftlichen Art.

Toni Wimmer, der vor dem ersten Weltkrieg in das Königlich-Bayerische Kadettenkorps eingetreten war und im ersten Weltkrieg schwer verwundet wurde, studierte an den Technischen Hochschulen in München und Berlin Naturwissenschaften, um dann 1921 in Aachen seine Ausbildung mit dem Diplom-Examen abzuschließen. Bereits ein Jahr später promovierte er als erster Assistent bei Professor Dr. Paul Oberhoffer am eisenhüttenmännischen Institut in Aachen zum Doktor-Ingenieur.

Der ganze berufliche Lebensweg Toni Wimmers war mit Hoesch verbunden. Am 1. September 1922 trat er in die Dienste von Hoesch und übernahm zunächst die Leitung der physikalisch-technischen Abteilung in der Versuchsanstalt. Von Anbeginn an galt seine Arbeit in ganz besonderem Maße der Qualitätsverbesserung der Massenstahlerzeugnisse, einer Aufgabe, der er sich stets in enger Zusammenarbeit mit den Stahl- und Walzwerken, mit den Verfeinerungsbetrieben und mit den Verbrauchern widmete.

Am 1. Oktober 1934 übernahm dann Toni Wimmer die Leitung der Hoesch Walzwerke in Hohenlimburg, des vormaligen Limburger Fabrik- und Hüttenvereins. Als 1952 im Zuge der Neuordnung die Hohenlimburger Betriebe in die Hohenlimburger Walzwerke AG umgewandelt wurden, berief ihn der Vorstand der Hoesch AG zum technischen Vorstandsmitglied. In den langen Jahren, in denen Toni Wimmers Arbeit den Hohenlimburger Walzwerken galt, halfen ihm seine Erfahrungen und sein Können, sein technischer Weitblick und nicht zuletzt seine vorbildliche Zusammenarbeit mit allen Mitarbeitern, den Auf- und Ausbau der Hohenlimburger Werksgruppe aus den verhältnismäßig kleinen Anfängen, wie er sie 1934 vorgefunden hatte, zu ihrer heutigen Bedeutung entscheidend mitzubestimmen und zu gestalten. Die technische Verbesserung der Warmwalzwerke, der Bau der vollkontinuierlichen Mittelbandstraße, der Stand der Federnfertigung, sind in ganz besonderem Maße sein Verdienst. Aber nicht nur Hoesch und den Hohenlimburger Walzwerken galt seine Arbeit; auch in Verbänden und wissenschaftlichen Institutionen übernahm er vielfältige Aufgaben. Ob im Verein Deutscher Eisenhüttenleute, ob beim Max-Planck-Institut für Eisenforschung, ob an der Technischen Hochschule Aachen, deren Ehrenbürger er seit 1958 ist, immer stand er auch für diese Aufgaben mit seinen reichen Erfahrungen zur Verfügung. Nicht zuletzt dieser Verdienste wegen verlieh ihm der Bundes-

passiert notiert fotografiert



▲ Nachdem im Mai 1963 die neue Vogelfluglinie, die kürzeste Reiseroute zwischen Deutschland und den skandinavischen Ländern, eingeweiht wurde, konnte am 1. Juni das neue dänische Fährschiff „Gedser“, das Travemünde mit dem dänischen Küstenort, dem es seinen Namen verdankt, verbindet, in Betrieb genommen werden. Das von der Orenstein-Koppel und Lübecker Maschinenbau AG, die zu den Beteiligungen der Hoesch AG gehört, für die Moltzau Line AS gebaute 2500 Brutto-Register-Tonnen große Fährschiff kann bis zu 1200 Passagiere an Bord nehmen, außerdem 140 Autos oder eine entsprechende Anzahl Lastwagen und Omnibusse.



präsident am 30. Oktober 1959 das Große Bundesverdienstkreuz.

1959 schied Toni Wimmer aus dem Vorstand der Hohenlimburger Walzwerke aus, nachdem ihn die Hauptversammlung der Hoesch AG am 30. April 1959 in den Aufsichtsrat gewählt hatte. Bis zum heutigen Tage steht er Hoesch im Aufsichtsrat, aber auch für manche Sonderaufgabe immer wieder mit Rat und Tat und zu jeder Zeit zur Verfügung. Der Tag seiner Pensionierung war somit nicht das Ende seiner Arbeit für Hoesch.

Wir würden Toni Wimmer an seinem 70. Geburtstage nicht gerecht, wenn wir nur seiner Arbeit und seiner beruflichen Erfolge gedächten, denn alle, die ihn kennen und sich ihm verbunden fühlen, schätzen in ihm nicht weniger den liebenswerten Menschen, den frohen Gesellschafter, der jede Stunde des Zusammenseins mit seinem bajuvarischen Temperament und Humor bereichert. Und unser Grußwort an seinem Geburtstage wäre unvollständig, gedächten wir nicht seiner, des Jägers und Hegers Liebe zur Natur.

Sollte Toni Wimmer seinen Ruhestand in seiner bayrischen Heimat verbringen, so wissen wir – und wir sind glücklich darüber –, daß er auch immer wieder zu uns zurückkommen wird nach Dortmund und nach Hohenlimburg, die ihm zur zweiten Heimat wurden.

Unsere Wünsche zum 70. Geburtstage können wir nicht besser zusammenfassen als in einem herzlichen und frohen Glückauf!

◀ Am 7. Juni tagte eine Gruppe Gewerkschafter im Sportheim der Westfalenhütte. Es handelte sich dabei um eine Delegierten-Kommission unter Leitung von Fritz Pott, Mitglied des Vorstandes der IG Bergbau und Energie, die die Aufgabe hat, die Arbeit des Hauptvorstandes der IG Bergbau und Energie zu unterstützen. Die Gewerkschafter befassen sich mit Fragen des Arbeitsschutzes, des Betriebsverfassungsgesetzes und des Wohnungswesens. Während der Tagung in Dortmund besichtigten sie, wie unser Bild zeigt, auch die Hoesch-Westfalenhütte.

◀ In Recklinghausen trafen sich in der Zeit vom 4. bis 8. Juni und vom 10. bis 14. Juni Laienmaler, die ihre Bilder in der Ausstellung „Laienkunst im Ruhrgebiet“ zeigten. In zwei Arbeitsgemeinschaften lernten sich die „Gäste der Ruhrfestspiele“ untereinander kennen, besuchten gemeinsam Kunstausstellungen, Theater und Konzerte.

Zur ersten Gruppe gehörten unsere Belegschaftsmitglieder Franz Klekawka und Theo Fuchs, zur zweiten Johann Adamczyk und Erich Kunz. Ihre Eindrücke über die Recklinghäuser Tage wollen sie uns im Augustheft von WERK UND WIR schildern. Auf dem Bild links begrüßt Dr. Harald Koch, vom Vorstand der Hoesch AG, Thomas Grochowiak, Direktor der Kunsthallen Recklinghausen, der die erste Gruppe der Laienmaler begleitete, als sie die Hoesch-Westfalenhütte besichtigten.



Die Skala

Schönes Wetter im Betrieb

„... Arbeit macht dann Spaß, wenn das Betriebsklima freundlich ist, wenn man guten Kontakt hat zu seinen gleichaltrigen und älteren Mitarbeitern, wenn man von seinen Vorgesetzten geschätzt wird und wenn man sich mit jenen gut versteht, die einen ausbilden.

Wir wollen es Ihnen nicht verheimlichen: Auch das beste Betriebsklima hat zeitweilig seine Schlechtwetterperiode. Das ist halb so schlimm, wenn sie vorübergeht. Sie geht aber nur vorüber, wenn man sich am „Wolkenschieben“ kräftig beteiligt. Also nicht gleich bei jedem Donner ein Regenwettergesicht ziehen!

Hält man den Donner (oder das Donnerwetter, das über einen hereinbricht) für ungerecht, so läßt sich auch dagegen etwas unternehmen. Vor allen Dingen: erst einmal Ruhe bewahren, nicht gleich beleidigt sein, sondern alles noch einmal gut überdenken, und wenn man dann noch immer bedrückt ist, dorthin gehen, wo man Rat und Hilfe erwarten kann.

Das ist in erster Linie der unmittelbare Vorgesetzte. Hat man aber ungerechtes Auseinandersetzen gehabt, hält man es für ausgeschlossen, sich mit ihm dennoch „unter vier Augen“ ruhig auszusprechen, dann muß man einen Schritt weiter nach oben gehen. „Diplomatie“ steht nicht in Ihrem Lehrplan – auch nicht in der Berufsschule –, aber es kann Ihnen nur nützlich sein, wenn Sie sich ein wenig in dieser Kunst üben. Werden Sie deshalb aber bitte nicht gleich überschaul oder gerissen. Üben Sie sich nicht in der häßlichen Kunst des Radfahrens! Auf diese unangenehmen Tricks ist nur der angewiesen, der sonst nichts kann und sonst nichts weiß...“

Michael Schiff

Die Skala Nr. 5 Werkzeitschrift der Firma Hartmann & Braun AG. Frankfurt/Main

PHOENIX RUNDschau

Mut zu neuen Ideen

„Das steigende Interesse an Verbrauchertests und Qualitätsvergleichen zeigt, daß unsere Wirtschaft in eine neue Phase eingetreten ist, in der „König Kunde“ sich anschickt, das Zepter fester

indie Hand zu nehmen. Der Käufer ist kritischer geworden. Das ist gut so, weil es den Zielen der Marktwirtschaft entspricht, dem Verbraucher für sein Geld den größten Nutzen zu bieten.

Gute Produkte für Millionen Verbraucher. Darauf muß sich jedes Unternehmen einstellen, wenn es Erfolg haben will. Es muß lernen, auf lange Sicht zu planen. Wer schläft und zurückbleibt, wird vom Wettbewerb überrollt und verschwindet vom Markt. Dieser Ausleseprozeß ist hart, aber gut.

Vereinfachung der Arbeit, Rationalisierung und Automation der Fertigung, Kostensenkung – so sieht der Wettbewerb im Betrieb aus. Die menschliche Arbeitskraft ist teurer geworden. Sie ist das wertvollste Kapital, das ein Unternehmen besitzt. Zu teuer für einfache Arbeiten, die Maschinen schneller und besser ausführen können. Ziehen wir aus dieser einfachen Tatsache immer die richtigen Konsequenzen? Machen wir uns genügend Gedanken darüber, wie wir überflüssige Arbeiten ausschalten und die Kräfte und Ideen freigewordener Mitarbeiter an anderen Arbeitsplätzen wirksamer zur Entfaltung bringen können?

Wettbewerb in der Marktwirtschaft ist ein Kampf der Köpfe und Ideen. Wer ist der erste auf dem Markt? Wer hält seine Stellung? Unternehmen mit tüchtigen Mitarbeitern werden anderen ein Stück voraus sein. Sie wissen, was der Verbraucher will. Sie studieren die Konsumgewohnheiten. In ihren Entwicklungsabteilungen und Laboratorien wird heute schon an Produkten gearbeitet, die morgen auf dem Markt sein werden. Besser, schöner, praktischer, billiger... hier wird die Schlacht um den Kunden geschlagen.

Mut zu neuen Ideen! Besettigen wir die Hindernisse, die dieser Forderung entgegenstehen. Ohne Nachdenken gibt es keinen wirtschaftlichen Erfolg. Die Lohnlügen füllen sich nicht von selbst. Wir brauchen neue Ideen, überall im Betrieb, in der Verwaltung, im Vertrieb und in der Betriebsführung. Nicht in Maschinen und Ausrüstungen – in unseren Köpfen stecken die größten ungenutzten Reserven. Sie müssen frei gemacht werden, wenn wir an Boden gewinnen und den Gefahren der Trägheit und Bürokratisierung begegnen wollen.

Steigender Wohlstand verführt leicht zur Bequemlichkeit. Wir vergessen dann, daß Ideen die großen Antriebskräfte sind, die uns vorwärtsbringen und daß der Pioniergeist heute in Fabriken und Laboratorien lebt.“ Paul Kura

Phoenix-Rundschau – März/April 1963 Hauszeitung der Phoenix-Gummiwerke AG Hamburg-Harburg

wir
salzdetfurther

Faires Spiel nach Regeln

„... Schreier und Fanatiker trifft man nicht nur auf Sportplätzen, sondern auch anderswo. Zum Beispiel im Betrieb. Ihre verschwinnende Minderheit innerhalb der Belegschaft steht in keinem Verhältnis zu dem Lärm, den sie machen. Nur deshalb wird man auf sie aufmerksam.

Da bemüht sich eine Mannschaft – nennen wir sie einmal vergleichsweise Betriebsrat – um ein faires Spiel. Die einzelnen Mitglieder nehmen ihre Aufgabe ernst; sie fühlen sich verantwortlich für die Sache aller, in deren Namen und Interesse sie handeln und sprechen.

Gewiß treffen auch im Betrieb unterschiedliche Auffassungen und Interessen aufeinander, gewiß sind viele Probleme zu lösen, die dem einzelnen nicht immer angenehm sind. Aber mit Radau und Fanatismus ist das nichts zu machen und im „Catch-as-catch-can“-Stil, im Freistilringkampf, schon gar nicht, sondern nur nach fairen Regeln und Praktiken. Was die Regeln des Deutschen Fußballbundes für das Spielfeld, das sind die Paragraphen des Betriebsverfassungsgesetzes für den Betrieb und das Zusammenwirken von Werksleitung und Belegschaftsvertretung.

Hier gelten Sachverstand, klarer Blick, unabhängiges Urteilsvermögen, Kenntnis der Spielregeln, Zivilcourage und Mut zur Verantwortung. Die Einrichtung des Betriebsrates ist zwar vom Gesetz vorgeschrieben, seine wirkliche Bedeutung in der Praxis des Betriebes hängt aber entscheidend von der persönlichen und sachlichen Qualität seiner Mitglieder ab.

Zweifelloso fehlt es in der Belegschaft nicht an Menschen, die nach ihrem Niveau geeignet wären, als Betriebsräte fruchtbare Arbeit zu leisten; aber nur wenige von ihnen zeigen Neigung, sich zur Verfügung zu stellen. Welche Gründe dafür auch ins Feld geführt werden mögen, die abnehmende Bereitschaft, ins Rampenlicht der Öffentlichkeit zu treten und größere Verantwortung zu übernehmen, die Erfahrung, daß auch hier oft genug Undank der Welt Lohn ist, die Furcht vor ermüdender Belastung mit ärgerlichem Kleinkram und vieles andere, man sollte das nicht mit stiller Resignation hinnehmen.

Diese Hemmungen, die man realistisch sehen muß, behalten nur dann das letzte Wort, wenn das Amt des Betriebsrates zu eng und zu dürftig verstanden wird. Gewiß besteht der Alltag des Betriebsrates aus viel mühseliger Kleinarbeit. Daß sie getan wird, ist lebenswichtig. Aber es ist doch ein Mißverständnis, wenn der Betriebsrat nur als eine Art Einrichtung zur Beseitigung von Betriebsmüll betrachtet wird. So wichtig auch die positiven, nach außen durchschlagenden Verbesserungen sind, die im betrieblichen Entwicklungsprozeß zugunsten der Belegschaft aus der Arbeit des Betriebsrates hervorgehen, auf die Dauer genügen auch sie nicht, um fähige Menschen für die Betriebsratsarbeit zu gewinnen...“

Wir Salzdetfurther – Nr. 2/1963

JUNGES FORUM



'63

Zum zweitenmal in der Geschichte der Ruhrfestspiele folgte die Jugend zwischen Ruhr und Lippe dem Ruf des „jungen forums“ nach Recklinghausen, um ins Theater zu gehen, Konzerte zu hören, Kunstausstellungen zu besuchen, zu diskutieren und selbst etwas darzubieten.

Das „junge forum“ ist aus den „Kulturtagen der Gewerkschaftsjugend“ innerhalb der Festspiele entstanden, die in den vorausgegangenen Jahren Jugendchören, Laienspiel- und Kabarettgruppen, Volkstanz- und Musikgruppen Gelegenheit gegeben hatten, ihr Können in der Öffentlichkeit unter Beweis zu stellen. Die neue

ist es gar nicht unser Bestreben, den jungen Menschen in irgendeiner Weise beeinflussen oder belehren zu wollen. Wir glauben nämlich fest daran, daß die künstlerischen Aussagen der Dichter, der Maler, der Bildhauer, der Musiker und Schauspieler selbst dazu beitragen, das kritische Denken und das Urteilsvermögen der jungen Menschen anzufachen. Gerade darum geht es uns: wir wollen den jungen Menschen durch die Gegenüberstellung mit den geistigen Aussagen des Kulturschaffens zur Mündigkeit verhelfen.

Daß dieser eingeschlagene Weg richtig ist, scheint uns die Tatsache zu bestätigen, daß an den Veranstaltungen „junges forum '62“ mehr als 30000 junge Menschen teilgenommen haben. Es waren Arbeitnehmer aus den Betrieben, Schüler mittlerer und höherer Lehranstalten und vor allem Berufsschüler; es waren auch Studenten der Akademien und Universitäten. Sie alle griffen das Angebot des „jungen forums“ auf, ohne daß sie dazu gezwungen wurden. Sie kamen nicht nur freiwillig, sondern sie opfer-ten auch Zeit und Geld, um sich einen Besuch in Recklinghausen nicht entgehen zu lassen.

Vor allem die jungen Arbeitnehmer aus den Betrieben verloren in den meisten Fällen einen halben Arbeitstag. Sie mußten zudem noch das Fahrgeld und die Eintrittskarte aus eigener Tasche bezahlen. Sie alle aber waren dem „jungen forum“ dankbar dafür, ihnen ein solches

fang stehenden neun Aufführungen von Schillers „Kabale und Liebe“ gingen so viele Kartenwünsche ein, daß 1000 zusätzliche Stehplätze nicht ausreichten und viele Absagen erteilt werden mußten.

Ebenso war es bei den neun jeweils dreitägigen Seminaren zur Einführung in das Trauerspiel. Auch hier mußten 60 Absagen geschrieben werden.

300 Jugendliche aber diskutierten mit Lehrern und Dramaturgen über folgende Themen: „Das Ringen um Menschenwürde, Staatsbürgerschaft und soziale Gleichberechtigung zur Zeit Schillers“; „Schillers ‚Kabale und Liebe‘, eine Herausforderung an unsere Zeit?“; „Wie entstand unsere Festspielinszenierung?“ Ein Blick in die Arbeit des Regisseurs Prof. Willi Schmidt.

Die Seminare waren nicht allein zur theaterkundlichen Belehrung gedacht, sie sollten vielmehr den Teilnehmern dazu verhelfen, sich selbst die Welt zur Zeit Schillers mit seiner sozialen Ordnung am Beispiel des Dramas neu zu erschließen, Parallelen zu ziehen zu unserer Zeit und zu erkennen, daß es in einer lebendigen Demokratie darauf ankommt, das Zusammenleben der Menschen immer wieder neu zu überprüfen.

Daß diese Seminare auf eine so starke Aufgeschlossenheit trafen, ist ermutigend. Für viele Jugendliche wird der anschließende Theaterbesuch zu einem Erlebnis geworden



▲ Neun jeweils dreitägige Seminare bereiteten über 300 jugendliche Theaterbesucher innerhalb des „jungen forums“ auf die Aufführungen vor. Allein neunmal füllte die Jugend den Saal bei Schillers „Kabale und Liebe“. Unser Bild zeigt Liselotte Rau als Luise und Helmut Griem als Ferdinand

Form, jungen Menschen den Zugang zu kulturellen Werken zu erleichtern, führte im vergangenen Jahr mit über 30000 Besuchern der Veranstaltungen zu einem so starken Erfolg, daß die Veranstalter – der Deutsche Gewerkschaftsbund und die Stadt Recklinghausen – in diesem Jahr den Rahmen noch weiter spannen konnten. Horst Friese von der Abteilung Jugend des Bundesvorstandes des Deutschen Gewerkschaftsbundes schrieb darüber für WERK UND WIR:

„Schon immer war es unsere Sorge, einen Weg zu finden, den jungen Menschen ohne Zwang zur Begegnung mit der Kunst der Vergangenheit und der Gegenwart zu führen, um ihn teilhaben zu lassen an der Auseinandersetzung mit den geistigen Werten unserer Kultur. Dabei



Erlebnis vermittelt zu haben. In vielen Gesprächen mit ihnen wurde uns eines deutlich: der junge Mensch will heute ernst genommen werden. Er läßt sich nicht mit Halbheiten abspeisen. Deshalb hält auch das „junge forum '63“ an dem Grundsatz fest, den Jugendlichen beste künstlerische Leistungen zu bieten.

Ein großer Teil der Jugend hat begriffen, daß es heute nicht nur auf gute und solide berufliche Kenntnisse ankommt, sondern daß nur derjenige ein Gebildeter genannt werden kann, der sich ständig bemüht, über das fachliche Wissen hinaus etwas dafür zu tun, die großen Zusammenhänge in unserer modernen Welt, in unserer Gesellschaft und ihrer Kultur zu verstehen.“

Neun Seminare bereiteten die Theaterbesucher vor

Das reiche Programm dieses Jahres war gerade zur Hälfte abgelaufen, da stand dieses eine schon fest: Die Besucherzahlen des Vorjahres werden weit übertroffen! Allein für die am An-

sein, das sie als denkende und urteilende Betrachter zugleich auf Fragen unserer Zeit verwies. Daß es auch viele kritische Stimmen zur starken Betonung dieses Stückes von Schiller gab, bestätigt nur die Beobachtung, daß junge Menschen unserer Zeit mit wachen Sinnen betrachten, was ihnen kulturelle Organisation empfiehlt.

Diskussion mit Autoren

Ein ganz anderes Erlebnis: „Gerappelt voll“ war die Engelsburg, als Günter Grass („Die Blechtrommel“, „Katze und Maus“) und Alexander Kluge („Lebensläufe“, Kulturfilme) aus ihren Werken lasen. Zu diesem Abend kamen die jungen Leute nicht irgendwelcher Sensationchen wegen – man wollte die bekannten und viel diskutierten Schriftsteller persönlich erleben.

Günter Grass las zunächst Gedichte aus dem Band „Gleisdreieck“ und dann ein längeres Kapitel aus dem neuen Roman „Hundejahre“, der im Herbst im Buchhandel erscheint. Um die

Titelfigur des Buches, „Müller Matern mit plattem Ohr“, ranken sich Beobachtungen aus dem Leben in der Bundesrepublik während der letzten Jahre. Grass schreibt sehr direkt, nennt Firmennamen und Personen des öffentlichen Lebens und verstrickt sie in bildhafte, zeitglossierende Geschichten. Oft durch spontanen Beifall unterbrochen, weckte Grass an diesem Abend mühelos den Heißhunger der angeregten Hörer auf den ganzen Roman.

Neben dem energischen, streitbaren, aber mit wohltuend ruhiger, klarer Stimme lesenden Grass wirkte Alexander Kluge nüchtern, sachlich und fast kalt, eben wie der „Literaturingenieur“ – so hat man Kluge durchaus nicht abwertend genannt – in den Kriegserlebnissen seines Bandes „Lebensläufe“ die kargen Wortmontagen gefügt hat. Die Hörer wußten, daß Kluge durch Kulturfilme bei den Oberhausener Kurzfilmtagen aufgefallen war, und das erhöhte ihre Aufmerksamkeit. Am Schluß des Abends gaben die Autoren nicht nur Autogramme, sondern stellten sich noch in langer Diskussion vielen Fragen.

Guter Jazz ohne Rummel

Und noch einen dritten Höhepunkt im Programm des „jungen forum '63“ wollen wir bei diesen Beispielen aus den Veranstaltungen der zwei Monate herausgreifen: das vom Rundfunk und

kannte und die ausländischen Gäste in deren ausgedehnten Solis zu studieren.

Übrigens das Publikum: keine Rollkragen, kein Kaugummi, kein rhythmisch-fanaticher Übermut, also kein Jazz-Rummel. Dagegen drei Stunden gespannte Aufmerksamkeit für brillante Musiker, perfekte Technik und überzeugende Arrangements. Einen „Helden“ aber hatte man schließlich doch: den jungen Engländer Tubby Hayes. Er überzeugte mit dem ganzen Umfang seines Könnens am Saxophon, mit der Flöte und am Vibraphon. Intellektuelle Gestaltung und mitreißende Musikalität machten glaubhaft, daß Hayes auf der Insel ein anerkannter Mann ist.

Zwischen Sport und Kabarett

Noch zweimal kam der Rundfunk zum „jungen forum“. Er veranstaltete einen Abend für junge Hörer unter dem Titel „Mit den Augen der andern“ und brachte Chansons, Gedichte, Jazz und Gaukelspiel mit bekannten Künstlern. Mehrere Sportarten vereinten sich bei einer Sportveranstaltung in der Vestlandhalle, und schließlich beanspruchte das politische Kabarett einen Abend für sich: Zwei Gruppen der Gewerkschaftsjugend, ein Madrigalchor und ein Jugendchor wetteiferten unter dem spitzen Titel „Himmelbonnerwetter“.

Nach den neun Aufführungen des Schiller-

Dramas standen noch folgende Theaterstücke für Jugendliche auf dem Terminkalender: „Kean oder Unordnung und Genie“ von Jean Paul Sartre; „Der Pflug und die Sterne“ von Sean O'Casey; „Robespierre“ von Romain Rolland; „Heinrich IV.“ von William Shakespeare; „Das Buch von Christoph Columbus“ von Paul Claudel; „Der Schatten“ von Jewgeni Schwarz.

Wir wollten uns an dieser Stelle nur einmal einblenden in den über zwei Monate laufenden Veranstaltungsfilm für die Jugend innerhalb der Ruhrfestspiele. Noch ist der letzte Vorhang nicht gefallen, noch hat man die Teilnehmerzahlen nicht summiert. Eines aber kann der Beobachter schon vor dem Abschluß des diesjährigen „jungen forums“ festhalten: Beteiligung, Beifall und auch freie Kritik weisen nach, wie sehr die Jugend auf das gute kulturelle Angebot wartet, daß sie entgegen aller Schwarzmalerei weiß, die freie Zeit gut zu verwenden, und daß sehr viele junge Menschen erkennen, wie sie sich von der täglichen Arbeit erholen und sich dabei gleichzeitig weiterbilden können.

▼ Ein ganz besonderes Erlebnis: einmal mit bekannten Autoren selbst sprechen zu können, nachdem man deren Bücher gelesen und heftig diskutiert hat. Unser Bild zeigt Günter Grass im Gespräch mit jungen Hörern nach der Dichterlesung in der Engelsburg



▲ Diese Bildmontage erinnert an das Jazzkonzert in der Vestlandhalle. Kritische, sachkundige Gäste verfolgen das Spiel von Hans Köller

► Viele der jungen Theaterbesucher oder Teilnehmer anderer Veranstaltungen des „jungen forums“ gingen vorher in die Kunstaussstellung der Ruhrfestspiele. Unser Bild zeigt eine Besucherin vor einem bekannten Gemälde von Picasso

Fernsehen übertragene Jazzkonzert in der Vestlandhalle.

„Mikrophonveteran“ Hans Gertberg hatte 20 Musiker mit klangvollen Namen aus acht Ländern zum dritten Workshop (Jazz-Werkstatt) verpflichtet. An ihrer Spitze konnte Hans Köller zum drittenmal als Leiter einer großen Formation Ideen in den Klang umsetzen, für die der Alltag der Musiker beim Spiel in kleiner Besetzung kaum Gelegenheit bietet. Die nur kurze Vorbereitung des Abends mit den zusammengewürfelten Solisten ließ keine überbetonte Perfektion aufkommen, um so besser hatte das sachkundige Publikum Gelegenheit, alte Be-





Bergsteigen und Klettern

Bergsteigen ist die große Leidenschaft von mindestens einer Million Europäer. Bergsteigen und Klettern wurde zum Steckenpferd all derer, die noch am Arme von Mutter Natur zu gehen wünschen und denen Stille, Einsamkeit, Besinnung und Bewährung nicht blasser Wunschträume, sondern Lebensnotwendigkeiten darstellen, die man erreichen kann. Für sehr viele dieser Menschen ist das alpine Bergsteigen schlechthin zur Lebensform geworden; diese Menschen, gleichviel ob sie in München oder Dortmund wohnen, haben sich im Reich der Berge mit Leib und Seele angesiedelt, sie sprechen von ihrer „Bergheimat“, das Prinzip des Bergsteigens ist zum Prinzip ihres Daseins geworden.

Lauter große Worte. Ich muß mich besser erklären. Million Europäer und große Leidenschaft – das klingt natürlich nach Massensport und überfülltem Fußballstadion. Der Witz daran ist, daß unsere Million europäischer Bergsteiger kein anderes Ziel kennt als die absolute Einsamkeit. Jeder für sich will allein sein, will allenfalls in der klassischen Seilschaft, zu zweien oder zu dreien, bergsteigen und klettern. Und niemand will sich mit einem anderen messen, niemand wünscht Zuschauer: Man ist sich, in wildeinsamer Urlandschaft steigend und kletternd, selbst genug, die Leidenschaft nährt sich allein aus der erhabenen Umschau und aus dem hochgestimmten, bis zur ausgelassenen Heiterkeit quellenden Lebensgefühl, das die erschöpfende Plage und die Überwindung seiner selbst stets einbringen... Was die Erwähnung von München und Dortmund betrifft, so muß ich gleich einen triftigen, wenn auch kurios wirkenden Unterschied zwischen den Bergsteigern dieser beiden Städte anmelden: Alle fern den Alpen lebenden Berg-

freunde sind nämlich in ihrer Liebe zum Bergsteigen viel treuer, viel ausschließlicher, viel opferbereiter als jene, die nahe den Bergen wohnen dürfen. Diesen letzteren bedeuten die Alpen nur die gewohnte Lebenskulisse, die sie tagtäglich als blauen Wall an ihrem südlichen Horizont sehen.

Die Dortmunder aber wie die Norddeutschen schlechthin, deren kleinere Alpenvereine viel mehr verschworenen Gemeinschaften gleichen als die Riesensektionen in München oder Wien, denen sind die Alpenberge nur Nahrung zum Träumen und Wünschen. Wobei die große Distanz ihre Neigung nur erhöht, ihre Wünsche steigert, ihre Träume erhitzt. Den Münchnern bedeutet Bergsteigen das tägliche Sonntagsbrot, den bergsteigenden Dortmundern das hohe, einmalige und schönste Ziel des ganzen Jahres.

Die Frage nach dem Warum

Dann schrieb ich das Wort Prinzip hin. Hier muß ich von dem großen alpinistischen Frage-spiel reden, das nie zu Ende kommen wird. Warum nämlich, so fragen sich seit eh und je die Bergsteiger gegenseitig und so fragen vor allem Millionen ahnungsloser Nichtbergsteiger, warum nur steigen die Leute auf gefährlichen Wegen zu den Gipfeln der Berge, warum nehmen sie bewußt Lebensgefahr und eine Mühsal ohnegleichen auf sich, um den und jenen nackten Felsgipfel zu erreichen, der ihnen womöglich nichts weiter bietet als eine Waschküche voller Nebelgebräu! Und dann: Warum klettern viele von denen auch dort, wo es einen einfacheren, ungefährlichen Weg zum Gipfel gäbe!

Alle diese Fragen werden und wurden fast ausnahmslos mit einem nicht sehr überzeugenden Gestammel beantwortet. Der Grund dafür: Die Leute denken zu wenig nach, sie lassen sich von dem (übrigens vollkommen legitimen!) Pathos der großen, einzigartigen Urlandschaft der Alpen überwältigen und werden so, schreibend oder redend, selber pathetisch. In Bayern nennt man das: geschwollen. Die ganze alpine Literatur, meist sowieso nicht von literarisch geschulten Geistern, sondern von arrivierten Muskelmännern geschrieben, wimmelt von solchen falschen Ehrenerklärungen für das „verrückte“ Treiben der Bergsteiger und Kletterer.

Dann und wann hat mal einer geantwortet: „Ich klettere, weil es mich freut!“ Das ist eine überzeugende Antwort. Etliche Bergsteiger, und das sind nicht die dümmsten, erinnern sich auch an Nietzsches Leitwort vom „Gefährlich leben!“, oder an den zehnten Vers des 90. Psalms, wo es ganz schlicht heißt: „Unser Leben währet siebzig, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen...“

Diese biblische Weisheit erklärt das Prinzip des Bergsteigens wie das des Lebens schlechthin. Das reine, das köstliche Glück bezahlt man stets mit Mühe und Arbeit im Leben, mit Plage und Mut und Ausdauer beim Bergsteigen. Je höher einer kommt, im Leben wie im Gebirge, desto mehr hat er einzusetzen an Kraft, Geist und Mut, desto größer wird seine Vereinsamung, desto gefährdeter seine Position – dafür aber sieht er, im Strome reinerer Lüfte stehend, das Gefüge der Welt, sieht höhere Gipfel und tiefere Tiefen als alle jene, die im Dunst der Täler kriechen.

In der Dortmunder Hütte

Ich gebe zu: Das sind alles Erklärungen, die wenig überzeugen. Überzeugen wird immer nur das Tun. Ich empfehle meinen WERK UND WIR-Lesern, sich einmal (besser im September als im Juli und August) aufzumachen, über Innsbruck ins Kühtal zu fahren und auf der Dortmunder Hütte eine Woche zu bleiben. Schon hier, auf fast 2000 Meter Meereshöhe, wird er sich in eine neue Welt versetzt fühlen, denn rein und kräftig weht schon hier die Luft, rein und klar stehen die Berge über einem, und kaum hundert Meter höher entwächst der Vegetationsgrenze jene unbeschreibliche, in ihrer Größe und Nacktheit verwirrende Urlandschaft aus nichts mehr als Fels, Firn und letzten büstigen Raseninseln. Von hoch droben blinkt das Eis herab.

Nun steige man am anderen Morgen südwärts hinauf in das heilsam-heillose Revier der Höhe, steige überm „Klammel“ dahin in einer guten Stunde zu den beiden Finstertaler Seen und mache dort die erste Rast! Hier steht man bereits in einem Zwischenreich, noch rühren kleine Idyllen in der jähren Strenge der großen Formen.

Weiter durch das Schafleigerkar und an dem kleinen Gletscher vorbei zur Finstertaler Scharte auf 2719 Meter Höhe: Der Augenblick, in dem man hier die fünf letzten Schritte in der schattigen Nordflanke tut, um dann mit einem letzten Schritt ins schäumende Sonnenlicht zu treten, hinaus auf die Scharte und vor eine neue große Szene der Stubaier Alpen, dieser Augenblick wird jedem unvergessen bleiben. Drei Stunden der Steigmühe wird er hier hinter sich haben, und dennoch: Auch außer Atem, trotz Bärenhunger, Höllendurst und schwankender Knie, wird ihn ein Glücksgefühl überwallen, wie er es nie zuvor gekannt hat. Ähnliche Gefühle konnte er vielleicht unter den Klängen einer Beethoven-Symphonie empfinden, oder zum ersten Male vor die Mona Lisa tretend im Pariser Louvre, und doch: Diesen aus dem passiven Genießen, aus dem rein ästhetischen Betrachten kommenden Empfindungen steht das aus der bergsteigerischen Aktivität wirkende, aufs Höchste gesteigerte Selbstbewußtsein gegenüber, der Segen allen Tuns...

Eine neue Art von Zufriedensein

Am zweiten Tage mag sich der Neuling im Gebirge etwas erholen. Er tue es gehend. Er spazierte etwa, gleich südwestlich hinter der Dortmunder Hütte, ins Längental hinein, genauso weit, wie es ihm Freude macht: hinein in eine Stille, die einen plötzlich verwandelt und auf erregende Weise einsam macht. Man erschrickt vor sich selber und schaut, während man verwundert an verfallenen Ställen und winzigen Seeaugen vorbei weiter schreitet, tief in sein eigenes Innere, tief in seine leibliche und geistige Existenz. Zuletzt kehrt man irgendwo um und trägt nebst einem beträchtlich ge-

◀ Im Urgestein der Schweizer Alpen fing die Kamera diesen Kletterer ein. Er befindet sich am Hühnertäl-Ostgrat im Gebiet der bekannten Sustenstraße zwischen Vierwaldstätter See und Grimselstraße



steigerten Appetit ein frohes Selbstbewußtsein heim, eine neue Art von Zufriedensein . . .

Noch einen Tag weiter und man wird den heißen Trieb spüren, einen Gipfel zu ersteigen, das Letzte und Höchste vom Bergglück zu erfahren: Da mache man sich also gegen fünf Uhr auf und steige in der heiligen Frühe nordwärts in die Höhe, erst zu den Stockacher Böden, dann zu den vier kleinen Seen überm Schwarzmooß und endlich zum Gipfel des Pirkkogel, der, 2828 Meter hoch, als wuchtiger Pfeiler zwischen der mächtigen, tief eingeschnittenen Furche des Inntales und dem hohen Sattel von Kühtai aufragt.

Zwei bis drei Stunden steigt man hier herauf in eine Region, in der man keinen Menschen mehr sieht, kein Auto mehr hört, keinen Blumenduft mehr wahrnimmt. Und nun bleibe man, gutes Wetter vorausgesetzt, zwei oder drei Stunden am Gipfel liegen, studiere die lautlose Welt, die wie eine ungeheure Theaterszene ringsum aufgebaut ist, ergötze sich am System der Wasserläufe, die das Gebirge in Jahrtausenden geschaffen und profiliert haben, bewundere den schnellen Flug der nahen Wolken und das Steigen und Fallen der Bergdohlen: der einzigen Lebewesen in dieser Region.

Nicht leichtsinnig sein!

Wie bei allen echten Steckenpferden muß man natürlich auch hier beim Bergsteigen, und beim Klettern zumal, als Lehrling beginnen, um als Meister zu bestehen. Bergsteigen lernt man nur durch Bergsteigen. Nicht aus Büchern. Aber Bücher braucht man zur Unterrichtung, vor allem aber, um die Gefahren der Berge zu studieren.

Jeder Zeitungsleser weiß, wieviel Menschen jährlich in den Alpen zu Tode kommen. Nicht alle Leser wissen, daß es in fast allen Fällen der Leichtsinn ist, die Unterschätzung der Gefahr, die Überschätzung der eigenen Kräfte, die zu Bergunfällen führt. Am meisten wird bei der Ausrüstung und Kleidung gesündigt. Man fahre nur von Innsbruck auf der neuen schmalen Autostraße hinauf nach Kühtai, und obwohl man hier bereits in einer herben, ja strengen Hochregion ist auf 2000 Meter Höhe, so sieht man zur „Fremdenzeit“ doch Dutzende staunender Menschen, die sich, hingerissen von den ringsum aufsteigenden Gipfeln, in Shorts, Hemd und Halbschuhen zu einer Bergbesteigung aufmachen.

Das ist glatter Unfug. Ein Wetterumschlag in

taler Alpen, Dachstein, Totes Gebirge) unbedingt die Bekleidung, die schlechtem Wetter entspricht. Also gute Bergschuhe mit Profilmisohle, niemals Halbschuhe! Ein guter Wollpullover, ein fester, dünner Anorak (Perlon wiegt nur wenige Gramm), ein Paar gute Handschuhe, Kniehosen aus festem Stoff (von Cord ist abzuraten, weil wassersaugend), ein Woll- oder Flanellhemd, dazu ausreichende Unterwäsche.

In der Gletscherregion sind außerdem unentbehrlich: Eine Ersatzgarnitur Wäsche, Segeltuchhandschuhe, Schneebrille, Sobragel als Sonnen- und Lippenschutz, Ersatzstrümpfe. Ein kleiner praktischer Tourenrucksack reicht aus, um diese Dinge zu tragen. Wer zu zweien geht oder, wie ich gerne, zusammen mit der Familie oder einigen Kindern, der nehme immer auch eine 20 oder 30 Meter lange Reepschnur aus Perlon (etwa 7 Millimeter Stärke) mit, um die Begleiter im steilen Schrofengelände, über Felsabsätze, in Felsrinnen oder auf hartge-

▼ *Ein Jochbummel in der Nähe der Kleinen Scheidegg bei Grindelwald in den Berner Alpen. Im Hintergrund die berühmte Eiger-Nordwand und der Mönch in der Jungfraugruppe*



▲ *Auf dem Gipfel der Cima Tosa, des höchsten Punktes in der italienischen Brentagruppe der Dolomiten. Im Hintergrund der Campanile Alto und der Campanile Basso*

Am vierten Tage spiele man den Kolumbus und entdecke sich das wunderschöne Mittertal unterm hohen Acherkogel: eine Dependence des Himmelreiches, was Einsamkeit betrifft und göttliche Stille. Am fünften Tage aber gehe der, der richtig ausgerüstet ist und das Wetter zu taxieren weiß, über die Finstertaler Scharte zur Gubener Hütte hinüber. Er wird diese Bergwanderung nie mehr vergessen, so viele Erlebnisse wird sie ihm eintragen.

Die Heimkehr erfolgt dann durch den Abstieg über Niederthai nach Ötz, von wo aus man mit dem Jeep wieder zur Dortmunder Hütte aufahren kann . . . Man führe diesen meinen Vorschlag einmal wirklich durch und man wird sehen, daß man als ein verwandelter Mensch heimkehren wird: Das Leben wird einen anderen Taxwert haben als vordem. Und man hat sich gesund geschaut.



der Höhe zwischen 2000 und 3000 Meter kann auch die einfachste Bergbesteigung sogleich ins Schwierige, wenn nicht Unmögliche kehren. Nicht zu reden von der Technik des Steigens und Kletterns im Hochgebirge, nicht zu reden von den objektiven Gefahren des Steinschlags, der (auch noch im Sommer möglichen) Lawinen, der Kälte, der Sonnenstrahlung, von Nebel, Gewitter, Sturm oder Gletscherspalten. Wetterstürze im Gebirge, vor allem im Frühjahr, sind zahlreich und gefährlich. Die Temperatur verringert sich im Hochsommer im Nu um 10 bis 20 Grad: Diese Tatsache wird im Talort nicht für möglich gehalten, und deshalb sind 95 v. H. aller Gelegenheitsbergsteiger (Sommergäste, die es auch mal versuchen wollen!) unzureichend ausgerüstet.

Nur in guter Ausrüstung!

Zu jeder Bergwanderung in die Höhe über 2000 Meter gehört in den Urgesteinsalpen wie auch schon im Kalkgebirge (Wetterstein, Karwendel, Wilder Kaiser, Allgäuer Alpen, Lech-

frorenem Firnschnee sichern zu können. Unerläßlich ist auch ein Eiserner Bestand an Lebensmitteln: Knäckebrot, Dörrobst, Nüsse, Schokolade, Traubenzucker und Speck.

Niemals allein gehen!

Da wir schon inmitten der Ratschläge sind (die keiner gerne hört und die doch so unendlich wichtig sind! Jeder Bergsteiger will doch im Bett sterben und nicht droben am Berge!), muß ich noch sagen, daß der Anfänger niemals allein auf Tour gehen darf, vor allem nicht in die große Höhe. Wer keinen Gefährten bei sich hat, vertraue sich einem Bergführer an. Zufallsbekanntschaften meide man als Gefährten. Wer mit der Frau oder mit Kindern geht, richte das Tempo nach dem Leistungsvermögen des Jüngsten bzw. Schwächsten.

Man fährt nicht ahnungslos in einem Faltboot aufs hohe Meer, und man steigt nicht in Halbschuhen auf das Matterhorn. Beides rächt sich. Bergwandern und Bergsteigen verlangen einen gesunden, widerstandsfähigen Körper und

einen hellwachen Geist. Das ist wichtiger als heillose Begeisterung. Der Geist hat sich schon vor der Tour mit dem Phänomen des Hochgebirges zu beschäftigen, man muß Führer und Karte studieren, man muß beim Hüttenwirt Ratschläge einholen. Im übrigen soll man die Gefahren des Hochgebirges nicht fürchten, sondern respektieren.

Solange man ihnen noch nicht gewachsen ist, muß man ihnen ausweichen. Man muß zum Beispiel umkehren können. Man soll allerdings auch wissen, daß es kein schöneres Bewußtsein gibt als das des bergerfahrenen Menschen, der die Gefahren so meistert, wie sie ankommen, und der gerade in der ständigen Begegnung mit der Gefahr das größte Glück findet: das Glück der Bewährung, das Glück des Tüchtigen.

Einsamkeit, Stille, Aussicht, heroische oder auch innig-romantische Landschaftsbilder zu genießen, das ist schön, den Kampf aber aufzunehmen gegen die Fährnisse der großen menschenfeindlichen Urweltlandschaft und zugleich gegen die eigenen Schwächen, das erst führt auf den höchsten Gipfel der Bergfreude.

Die große Versuchung

Bergsteigen ist eine große Versuchung. An einem Augustnachmittag des Jahres 1949 stiegen am Südgipfel des fast 2800 Meter hohen Watzmann bei Berchtesgaden zwei Seilschaften aus der berühmten Watzmann-Ostwand; da sahen sie einen jungen Dortmunder vor sich, einen kräftigen jungen Mann in kurzen Hosen und in Straßenschuhen mit glatter Ledersohle.

Wo es hier durch die Ostwand hinab zum Königssee ginge, wurden die vier, vom zehnstündigen Klettern erschöpften Bergsteiger gefragt. Sie sahen den jungen Mann mißtrauisch an, dann gaben sie die gewünschte Auskunft, warnten ihn aber dringend, von oben her in die Wand einzusteigen: Das sei kein Kinderspiel, sondern eine Sache erfahrener, trainierter und sehr ausdauernder Bergsteiger. Der junge Dortmunder lächelte: Er sei ja schließlich ein vorzüglicher Turner. Dann verschwand er. Er stieg in der Tat in die Watzmann-Ostwand ein, aber schon nach 400 Meter Abstieg (die Wand zieht in einem einzigen Zuge 1800 Höhenmeter zum Ufer des Königssees bzw. zur Eiskapelle hinab) überraschte den Turner die Nacht. Der vollkommen unzureichend Ausgerüstete übernachtete in der Wand, ohne warme Kleidung, ohne etwas zu essen. Am anderen Morgen kletterte er weiter, stürzte von einem der Bänder ab und blieb verletzt und bewußtlos in den Felsen liegen. Nach Stunden kam er zu sich und taumelte weiter, erreichte in der Tat den Wandfuß an der Eiskapelle, wo er Münchner Bergsteigern in die Arme fiel.

Die Münchner staunten nicht wenig, als der Dortmunder, blutig, verletzt, mit einer Gehirnerschütterung (wie sich bald herausstellte), von seinem Treiben erzählte. Sie wollten nicht glauben, was er sagte. Denn es grenzt an ein Wunder, daß dieser Dortmunder Turner lebend den Wandfuß erreichte. 70 junge Menschen wurden aus dieser Wand nur noch als Tote geborgen. Dieser junge, „noch einmal davongekommene“ Dortmunder besaß eine glühende Begeisterung für die Berge, aber alles andere fehlte ihm: die Kenntnis der Gefahr, die richtige Ausrüstung, die unerläßliche Besonnenheit. „Die größte alpine Gefahr ist die, die man nicht kennt“, sagt der Bergführer und Eiger-Nordwand-Erstersteiger Anderl Heckmair sehr richtig und deutet damit die möglichen Überraschungen an, die in den höchsten Regionen möglich sind. Die Berge sind nun einmal kein

Tummelplatz für Halbstarke, sie fordern körperlichen und geistigen Einsatz, fordern Training, Orientierungsgefühl, Disziplin und vor allem auch Kameradschaft.

Zwischen Ehrgeiz und Eitelkeit

Bergsteiger und Kletterer, das weiß man, werden von den Laien oft vorschnell des Leichtsinns geziehen, obwohl sie alle eben genannten Voraussetzungen mitbringen. Ein richtiger Bergsteiger, und schon gar der passionierte Kletterer, ist aber nie leichtsinnig, er geht ans Werk wie ein Handwerker.

Das können Sie sehen, wenn Sie sich etwa am Sellajoch an das Seil eines Bergführers binden, um mit ihm die Grohmannspitze oder die Fünffingerspitze zu ersteigen; dieser Führer wird mit einer Bedächtigkeit zu Werke gehen, daß Sie nur noch staunen werden. Die Ruhe und die peinliche Sorgfalt, mit der er Sie und sich selber sichert, mit der er notfalls einen Haken schlägt oder einen Karabiner in einen bereits vorhandenen Haken einklinken läßt, die Souveränität, mit der er jedes Seilmanöver ausführt, unterscheidet sich in der Tat nicht vom Wesen des Handwerkers. Und eben deshalb sollte man die guten, die erfahrenen Kletterer, wenn sie schwere Wände meistern, nicht vorschnell „leichtsinnig“ nennen.

Der eine Mensch sucht Mühsal und Gefahr auf, weil er ahnt, daß dort neben der höchsten Gefahr immer auch die tiefste Lebensfreude wartet – der andere weicht Mühsal und Gefahr bedächtig aus. Ist es da noch eine Frage, wer von beiden „leichten Sinn“ beweist!

„Dieser schlimme Ehrgeiz“, schreien die ewigen Laien, wenn sie von einem Bergunglück erfahren, und vergessen dabei, daß die Welt stehen geblieben wäre ohne den gesunden Ehrgeiz der Tüchtigen. Wer um die Ehre geizen kann, sich selbst und seine ihm eingeborene Trägheit zu besiegen, dem kann man auch zutrauen, in seinem Leben abseits der Berge den Ehrgeiz zu besitzen, um schlimme Lebensbedrängnisse zu meistern. Nicht der Ehrgeiz, nur die Eitelkeit ist des Bergsteigers Verderben.

So muß es wohl dabei bleiben: Wer kein Kind hat, wird für jegliches Lob des Elternglückes taub bleiben. Und wer nie die tiefe Beseligung nach einer erschöpfenden großen Bergfahrt selber erfuhr, der wird auch für Lob und Rechtfertigung derer taub bleiben, die jene Beseligung kennen und immer wieder zu erfahren trachten. Wer nicht selber Bergsteiger ist, der versteht nicht, daß, wer in den gottesnahen Bezirken des Hochgebirges ein gefährliches Dasein wagt, der übrigen Menschheit stets um drei volle Schritte voraus ist: Ihn regiert ja ein Hochgefühl, das seinem trägen Kritiker ewig verwehrt und deshalb auch ewig unbegreiflich bleiben muß. Dieses Hochgefühl, das allein die Tat einbringt, steigert sich naturgemäß mit dem Ernst jeder Bergfahrt, so daß, wer das Schwerste wagt, auch triumphale Gipfel der Lebensfreude betritt.

1 Rast auf dem Gipfel der Kaltwasserkarspitze im Karwendelgebirge. Blick auf die Kette der Lallidererwände über dem Kleinen und Großen Ahornboden

2 Junge Bergsteiger eines Alpenvereins dicht unter dem Gipfel des Kitzsteinhorns in den Hohen Tauern. Ausgangspunkt der Gruppe ist die Krefelder Hütte

3 Unter den Nordwänden der Drei Zinnen in den Sextener Dolomiten. Man erblickt vom Paternsattel aus (vorn rechts) Kleinste und Kleine Zinne, Große Zinne und Westliche Zinne



50 Becke-Prinz GmbH

14. 7. 1963 Arthur Gerhold, Dreher

40 Hoesch AG Bergbau

18. 5. 1963 Gerhard Steube, Magazinarbeiter
Schachtanlage Emil-Emscher

1. 7. 1963 Franz Rehwinkel, Prokurist
Bergbau Hauptverwaltung

16. 7. 1963 Rudolf Himpel, Grubensteiger
Schachtanlage Emil-Emscher

Hoesch AG Westfalenhütte

1. 7. 1963 Bernhard Wiegel, Hüttenarbeiter

4. 7. 1963 Ludwig Plätz, Kantinenwirt

12. 7. 1963 Gottlieb Skiba, Drahtzieher

Maschinenfabrik Deutschland AG

19. 7. 1963 Karl Schenk, Maschinenschlosser

26. 7. 1963 Theodor Arens, Kalkulator

Trierer Walzwerk AG

10. 7. 1963 Nikolaus Spies, Prokurist
Werk Trier

23. 7. 1963 Margarete Gläser, Raumpflegerin
Werk Trier

23. 7. 1963 Walter Paentzer, Versandleiter
Werk Langerfeld

25 Hoesch AG Hauptverwaltung

1. 7. 1963 Herta Langemaack, kfm. Angestellte
Geschäftsstelle Hamburg

Hoesch AG Bergbau

1. 5. 1963 Willi Nass, Bandaufseher
Schachtanlage Fritz-Heinrich

1. 6. 1963 Karl Aust, Magazinarbeiter
Schachtanlage Fritz-Heinrich

1. 7. 1963 Heinz Friedrich, kfm. Angestellter
Schachtanlage Emil-Emscher

1. 7. 1963 Heinrich Kaiser, Schießmeister
Schachtanlage Kaiserstuhl

1. 7. 1963 Heinrich Pfeiffer, Masch.-Ingenieur
Kokerei Kaiserstuhl

2. 7. 1963 Albert Lahr, Wächter
Schachtanlage Radbod

4. 7. 1963 Hugo Peter, Kraftfahrer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

6. 7. 1963 Rudolf Glanz, Hauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich

7. 7. 1963 Werner Weiß, Grubenlokfürher
Schachtanlage Kaiserstuhl

9. 7. 1963 Walter Sander, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl

12. 7. 1963 Horst Kühnbaum, Lehrhauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich

14. 7. 1963 Fritz Schruff, Hauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich

15. 7. 1963 Albert Rubert, Masch.-Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl

16. 7. 1963 Heinrich Kraft, Ladewärter
Schachtanlage Kaiserstuhl

16. 7. 1963 Franz Stacks, Maschinist
Kokerei Emil-Emscher

18. 7. 1963 Anton Kicinski, Masch.-Putzer
Schachtanlage Kaiserstuhl

18. 7. 1963 Friedrich Wittkowski, Anschläger
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

22. 7. 1963 Friedrich Gamann, Lesebandarbeiter
Schachtanlage Kaiserstuhl

26. 7. 1963 Paul Chrostowski, Maschinist
Schachtanlage Fritz-Heinrich

28. 7. 1963 August Post, Vorarbeiter
Kokerei Kaiserstuhl

Hoesch AG Westfalenhütte

1. 7. 1963 Wilhelm Hageneuer, kfm. Angestellter

1. 7. 1963 Dietrich Mügge, Betriebschef

2. 7. 1963 Alfred Hellwig, Hüttenarbeiter

11. 7. 1963 Wilhelm Topp, Pfortner

11. 7. 1963 Wilhelm Walter, Betriebsschlosser

14. 7. 1963 Willi Garder, Kranführer

17. 7. 1963 August Koch, Sattler

18. 7. 1963 Heinrich Bauer, Schlosser

26. 7. 1963 Gustav Fiedrich, Vorarbeiter

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

8. 7. 1963 Wilhelm Liesenhoff, Glühereiarbeiter

28. 7. 1963 Anton Stadermann, Wiegemeister

Hoesch AG Rohrwerke

23. 7. 1963 Willi Fuhrmann, Dreher

Schmiedag AG

7. 7. 1963 Wilhelm Bergmann, Schleifer
Werk Grüntal

Maschinenfabrik Deutschland AG

1. 7. 1963 Albert Arndt, Drehermeister

Hoesch Hammerwerk Ruegenberg GmbH

1. 7. 1963 Alfred Hardenack, Kugelschmied

1. 7. 1963 Gustav Wacker, Dreher

Hoesch Eisenhandel mbH

1. 7. 1963 Wilhelm van den Kerkhoff,
Geschäftsstellenleiter
Geschäftsstelle Hamburg

Die Liebesprämie

Betriebsliebeleien, Flirts von Schreibtisch zu Schreibtisch und zwischen Buchhaltung und Versand werden in den Direktionszimmern nicht gern gesehen. Wahrscheinlich aus gutem Grund. Flirten kostet Zeit, die der Arbeit abgeht, kostet Aufmerksamkeit und Konzentration, denn es ist ja das Wesen des Flirts, daß er in Spannung hält und auf unsicherem Boden tänzelt. Und wer kann schon richtig addieren, wenn er fortwährend in Spannung gehalten wird! Dennoch aber ist der Büroflirt natürlich nicht auszurotten. Da helfen weder Verbote noch Kontrollen. Was von der Natur bestimmt ist, zueinander zu treiben, das treibt, und für diesen Trieb gibt's im Personalbüro noch keine Schere. In den meisten Betrieben läßt man's daher einfach treiben und rechnet gar nicht erst aus, wieviel Geld durch unkalkulierbare Natur verlorengeht. Man resigniert vor der Erkenntnis, daß die Liebe und ihre Spielarten sich dem Organisationschema entziehen.

Und doch läßt sie sich organisieren. In Japan jedenfalls hat's einer versucht. In der Musikinstrumentenfabrik Kyomeisha in der mittell japanischen Stadt Ina hat man jetzt mit der Schlagzeile „Teamarbeit ist wichtig für die Produktion“ eine Ankündigung ans Schwarze Brett gehängt, nach der Angestellten, die untereinander heiraten wollen, eine „Liebesprämie“ garantiert wird. Das Paar muß lediglich der Betriebsleitung mitteilen, daß es zu heiraten gedenkt, und erhält dann monatlich 500 Yen Prämie. Und zwar – hier liegt der Hase im Pfeffer! – bis zum Hochzeitstag.

Also das ist ein ganz raffinierter Trick, mit dem der Herr Kyomeisha in Ina gleich zwei Probleme auf einmal löst. Die bisher nur geflirtet haben, die bringt er mit seiner Prämie dazu, sich zu verloben. Die bringt er dazu, Farbe zu bekennen, so daß sie einmal als Flirtobjekte für andere ausscheiden und zum anderen auch mit der Tändelei untereinander aufhören. Ohne Spannung ist der Flirt nicht denkbar. Gleichzeitig aber zögert er mit seiner Prämie das Hochzeitsdatum hinaus, vermindert also die Chancen, daß seine Stenotypistinnen allzu schnell zum Standesamt geschleppt werden und auf Hausfrau umsatteln. Clevere Lehrlinge in der Musikinstrumentenfabrik Kyomeisha werden wissen, was sie zu tun haben: reinkommen, umgucken, verloben. Es geht um eine Leibrente.

Lothar R. Braun



Der Suppen-Test

Ich beurteile die Mädchen, wie sie ihre Suppen essen. Helene beispielsweise. –

„Nein, meine Suppe mag ich nicht!“

„Kind, ich kann dich nicht nur mit Kaviar und Kuchen füttern!“

„Meine Suppe mag ich aber trotzdem nicht, Suppenessen macht dick. Dann werde ich dick wie eine Terrine, und Terrinen magst du nicht!“

Ich zog sie auf meine Knie.

„Im Moment bist du mir noch zu fadendünn! Rechts ein wenig mehr, links ein wenig mehr, vorn etwas höher und hinten ein wenig rund – es könnte dir wahrlich nichts schaden! Fünf Pfund mehr, und ich heirate dich!“

Helene aß ihre Suppe aber trotzdem nicht, wollte nur Hümmerchen und Hammelkoteletts, und so wurde nichts aus uns beiden.

Dann kam Yvonne.

Sie kam aus Salzburg und war eine Augenweide.

„Gehen wir essen?“ fragte ich.

„Ich habe keinen Hunger.“

„Ein kleines Steak und vorher eine Suppe?“

„Muß die Suppe sein?“

„Ohne Suppe ist das Essen kein Essen.“

„Du sprichst wie mein Vater.“

„Was hast du gegen Suppen?“

„Nichts. Ich esse Suppen leidenschaftlich gern. Nur, schon als Kind, da sagte die Mutter, da sagte der Vater, die Großmutter, der Großvater, die Tante, der Onkel:

„Iß erst deine Suppe, dann gibt es das andere!“ Das macht schlechte Laune gegen die Suppe. Das ist wie das Dornengewächs, durch das der Prinz hindurch muß, ehe er Rotkäppchen küssen kann.“
„Dornröschen! Du meinst Dornröschen!“
„Ich meine Küssen. Wann küßt du mich endlich, Johannes?“
Da küßte ich sie, die es wollte, und wir gingen erst später essen. Die beste Suppe ist die Suppe nach einem Kuß. Man kann beim Löffeln dann so schön der Erinnerung nachträumen. Ich habe so prächtige Erinnerungen an gute Suppen.

Yvonne hielt nicht vor.

Wer immer vor der Suppe küssen will, damit kann man keinen Hausstand aufbauen.

Dann kam Wilhelmine.

„Muß ich dir jeden Abend warm kochen, Johannes?“

„Du kannst kalt kochen, mein Schatz. Etwas Wurst, kalten Aufschnitt, Obst und Käse, nur –“

„Nur?“

„Eine Suppe muß vorher sein. Sie leitet den Abend so schön ein. Man schluckt mit ihr den ganzen Ärger des Tages hinunter. Erst nach der Suppe ist Feierabend. Mit dem ersten Löffel vernimmt das Herz und das Hirn, der Magen und die Galle: ‚Schluß mit dem Ärger, jetzt wird es gemütlich!‘“

„Das kann man doch auch mit warmen Würstchen, Johannes!“

Ich widersprach:

„Ein Würstchen liegt lange und schwer im Magen. Ein Würstchen kann kalt sein, kann geplatzt sein, verlangt den frechen Senf dazu und den bitteren Meerrettich. Aber eine Suppe, die rinnt sofort dorthin, wohin sie rinnen soll. Sie wärmt den Magen, das Herz spürt die Wärme, die Milz spürt die Wärme, sogar die Galle wird friedlich.“

Wilhelmine dachte nach. Dann sagte sie:

„Wenn wir erst verheiratet sind und du ohne deine tägliche Suppe nicht auskommst – ich koche sie dir dann auf einmal vorher für vierzehn Tage, das macht dann für mich weniger Arbeit.“

Zum Glück tauchte ein neues Mädchen in meinen Blickpunkt, und ich gab der faulen Trine den Laufpaß.

Dann kam Kitty.

Kitty sagte:

„Wie wünschst du mich?“

„So wie du bist!“

„Ich bin gewöhnt, täglich meine Suppe zu essen.“

„Das trifft sich trefflich. Ich auch.“

„Wer täglich seine Suppe ißt, bleibt schlank, denn er wird vorher satt und erspart seinem Leib die schweren Mayonnaisen, die fetten Karpfen, die embonpointbringenden Enten, die Cremes, die Kuchen, die Schlagsahne.“

„Woher hast du die Weisheit?“

„Von meiner Mutter. Von ihr habe ich auch hundert Suppenkochrezepte, alle fein säuberlich in ein Buch geschrieben. ‚Für deinen Mann einmal später‘, sagte meine Mutter dazu, ‚wer täglich seine Suppe ißt, kann viel Geld zur Sparkasse tragen. Wer täglich seine Suppe ißt, kann sich jung ein Haus bauen.‘“

Ich heiratete Kitty. Wir bauten uns auch jung ein Haus, denn für das Geld, was der Mensch täglich unvernünftig hinunterschlingt, wenn er sich ohne Suppe zum Essen setzt, könnten ganze Straßenzellen, ja ganze Städte errichtet werden. Darum, Freunde, heiratet nur Mädchen, die Suppen mögen!

Jo Hans Rösler

Guter Rat

Es unterteilt der Mensch die Massen
der Menschen in zwei große Klassen:
in solche, die ihm Beifall zollen,
und solche, die ihm übelwollen.

Naht man sich ihm als gleichgesinnt,
man alsobald sein Herz gewinnt
und wird für dieses Welttheater
von ihm erkoren zum Berater.

Hingegen schafft seit Adams Tagen
ihm nichts so großes Unbehagen,
als wenn ein Mensch, der anders denkt,
ihm Rat sowie Belehrung schenkt.

Die Frage ist bloß: Wer da meint,
nur das sel gut, was ihm so scheint,
warum spricht der nicht durch ein Rohr
gleich selbst sich seinen Rat ins Ohr?

aladin



Foto-Wettbewerb

UNSER JULI-THEMA: „CAMPING UND BADEN“

- | | |
|-----------------------|--------------------------------|
| ① Karlheinz Bahn | Dortmunder Drahtseilwerke GmbH |
| ② Werner Gasche | Hoesch AG |
| ③ Horst Kalitzky | Hoesch AG Westfalenhütte |
| ④ Rudi Krebs | Maschinenfabrik Deutschland AG |
| ⑤ Manfred Rindfleisch | Hoesch AG Westfalenhütte |

Für den WERK UND WIR-Fotowettbewerb bitten wir unsere Leser, bis zum 3. August 1963 Aufnahmen zum Thema „Im Wald und auf der Heide“ und bis zum 3. September 1963 zu dem Thema „In Dorf und Stadt“ einzusenden.



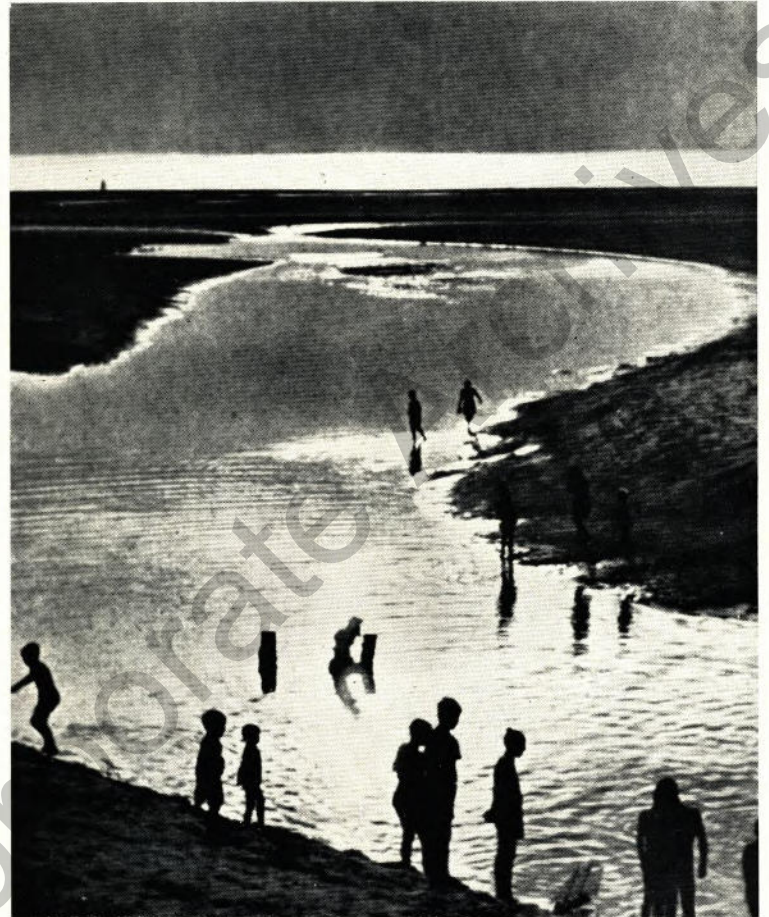
①



②



③



④



⑤

